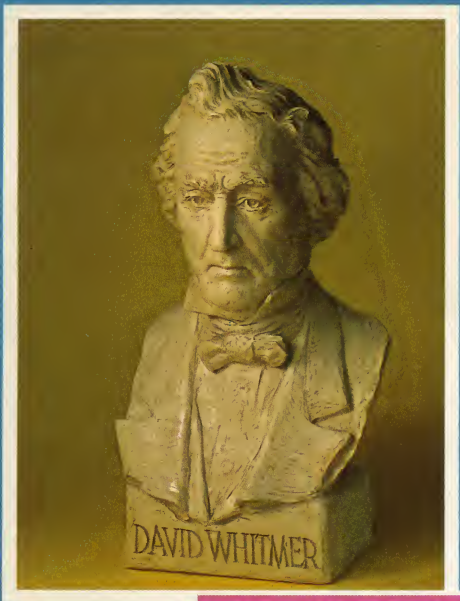
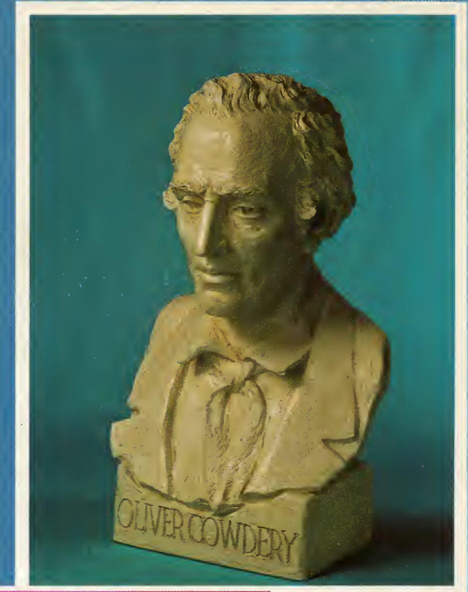
D 21862 E





DER STERN

Nummer 1 · Januar 1969 · 95. Jahrgang







Worte der Inspiration

VON THOMAS S. MONSON vom Rat der Zwölf

Für einige von uns ist David der Hirtenjunge, der vom Herrn durch den Propheten Samuel einen göttlichen Auftrag erhalten hat. Für mich jedoch ist David der rechtschaffene Knabe, der den Mut und den Glauben hatte, unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenzutreten, wenn alle anderen gezögert haben. Er hatte den Mut und den Glauben, Israel zu erretten, indem er sich dem Riesen Goliath aus Gath entgegengestellt hat.

Wir täten gut daran, unser Leben sorgfältig zu prüfen und unseren Mut, unseren Glauben zu beurteilen. Gibt es in deinem Leben einen Goliath? Gibt es einen Goliath in meinem? Steht er zwischen dir und dem erstrebten Glück? Des einen Goliath ist vielleicht der Würgegriff der Zigarette oder das unstillbare Verlangen nach Alkohol; und Aufsässigkeit oder Selbstsucht, wodurch einer veranlaßt ist, dem Armen und Unterdrückten mit Verachtung zu begegnen, sind vielleicht sein Goliath. Neid, Habgier, Furcht, Faulheit, Zweifel, schlechte Gewohnheiten, Stolz, sinnliche Begierde, Selbstsucht, Mutlosigkeit — sie alle sind unser Goliath.

Der Kampf um unsere unsterbliche Seele ist nicht weniger wichtig als der Kampf, den David ausgefochten hat. Der Feind ist nicht weniger gewaltig, die Hilfe des Allmächtigen nicht ferner. Wie handeln wir? „Unsere Sache ist gerecht", wie es auch Davids Sache war. Wir sind nicht auf die Erde gestellt, damit wir versagen oder uns in den Schlingen der Versuchung verstricken, sondern damit wir siegen. Wir müssen unseren Riesen, unseren Goliath bezwingen. O

Inhaltsverzeichnis

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN DER KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE FÜR DIE DEUTSCHSPRACHIGEN PFÄHLE UND MISSIONEN

Januar 1969
95. JAHRGANG · NUMMER 1

Verlag und Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage
Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9

Redaktion:
Thomas S. Monson
John E. Carr
Kenneth B. Dyer
Immo Luschin-Ebengreuth
Walter H. Ruf
Redaktionsassistent:
Harry Bohler

Layout:
Harry Bohler

Vertrieb und Anzeigenleitung
DER STERN,
6 Frankfurt am Main,
Ditmarstraße 9
Anzeigenschluß
am 5. des Vormonats

Bezugsbedingungen:
Auflage 6000. — DER STERN erscheint monatlich. — Bezugsrecht: Einzelbezug 1 Jahr DM 15,—, ½ Jahr DM 8,—, USA $ 4,— bzw. DM 16,—. Postscheckkonto Frankfurt/M. Nr. 154 (Frankfurter Bank, Sonderkonto DER STERN 3019/02) — Für die Schweiz: sfr. 16,—. Postscheckkonto Nr. V 3896 der Schweizerischen Mission der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Basel. — Für Österreich: öS 100,—, zahlbar an die Sternagenten der Gemeinden.

Druck:
Paul Giese KG,
Offenbach am Main



Das höchste Glück ist unser

Von Präsident David O. McKay

In der wunderbaren Predigt, welche die Seligpreisungen enthält, hat der Heiland gesagt: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." (Matth. 6:33.) Einige Kommentatoren beziehen „solches alles" auf die in den vorausgehenden Versen dieses Kapitels erwähnten Tugenden, andere jedoch beziehen es, wie alle Seine Worte, auf das gesamte Leben des Menschen.

ERMAHNUNG AN DIE JUGEND

Am Beginn des neuen Jahres möchte ich die wenigen Worte des Heilands auf jedes einzelne Seiner Kinder beziehen.

Jesus hat nicht nur zu den wenigen gesprochen, die Ihm nachgefolgt sind, Er hat zu allen Menschen gesprochen. Und so richte ich diese Ermahnung an alle jungen Menschen: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit — und ich versichere ihnen, daß ihnen alles andere, was nützlich und dienlich ist, zufallen wird.

Mit dieser wunderbaren Ermahnung verbinde ich die Worte Sir Humphrey Davy's, der einmal geschrieben hat:

> Wenn ich wählen könnte, was für mich zugleich das Köstlichste und das Nützlichste ist, dann würde ich einen festen Glauben jeder anderen Segnung vorziehen.

Ich erwähne dieses Zitat, weil darin zwei Worte vorkommen: das Köstlichste und das Nützlichste. Allzu viele Menschen versuchen, auf eine Weise nützlich zu sein, die zu dem Trachten nach dem Reich Gottes in krassem Gegensatz steht. Anders ausgedrückt: Das Leben gliedert sich in zwei Bereiche, den fleischlichen und den geistigen. Wenn man seine Augen offen hält und um sich schaut, stellt man fest, daß die meisten Menschen ihr Lust im Fleischlichen suchen und nicht nach geistigen Werten trachten. Von ganzem Herzen sage ich euch jungen Menschen — und ich habe diese Erfahrung im Lauf vieler Jahre gemacht —: Wenn euer Leben Nutzen, Freude und Glück bringen soll, dann müßt ihr der Ermahnung Christi folgen, zuerst nach Seinem Reich zu trachten.

DIE GLÜCKSFORMEL

Wenn ich zu Beginn des neuen Jahres meinen tiefsten Herzenswunsch äußern darf, dann möchte ich der Jugend und allen Menschen dies eine sagen: „Wenn ihr das höchste Glück und die größte Zufriedenheit erlangen wollt, dann müßt ihr im täglichen Leben die Ideale des Evangelius Jesu Christi verwirklichen." Ich zögere nicht, ohne Einschränkung dafür einzutreten, denn ich weiß, meine Behauptung wird sich als richtig herausstellen. Unsere Jugend wird dadurch zu gehorsameren Söhnen und Töchtern, zu begabteren Schülern, zu beliebteren Kameraden und treueren Freunden, zu nützlicheren Gliedern der Gemeinschaft, zu würdigeren Müttern und Vätern zukünftiger Familien. Sie wird dadurch das Maß ihrer Erschaffung auf Erden besser erfüllen können.

Den Studenten möchte ich sagen: Arbeitet an euch, damit ihr in eurem Beruf tüchtiger werdet. Erbringt gute Leistungen, dient den anderen Menschen und erlangt dadurch mehr Freude. Welchen Beruf ihr auch habt, seid entschlossen, euch darin auszuzeichnen.

UNSER DENKEN BESTIMMT UNSER HANDELN

Obwohl es mir sehr am Herzen liegt, daß die Studenten in ihrem erwählten Beruf ausgezeichnete Leistungen erzielen, gibt es noch etwas Höheres. Es ist das Etwas, das den Menschen ausmacht. Es ist das, was eine gute Frau, einen der Menschheit nützlichen Mann ausmacht; es ist das, was eine liebevolle Frau ausmacht, die denen dient, die sie liebt. Es ist das, woran der Mensch wirklich glaubt, wovon er fest überzeugt ist, woran er sein Leben lang festhält. Es ist das, was ihn in der Schule, auf dem Tanzboden, in seinen sozialen Aufgaben, in all seinen Tätigkeiten — in der Familie, in der Kirche und im Beruf führt und leitet. Wie er denkt, so lebt und handelt er. Wenn wir den Menschen ändern wollen, müssen wir sein Denken ändern. Der Mensch übertrifft niemals seine Ideale. Er bleibt oftmals hinter ihnen zurück, doch niemals übertrifft er sie:

> Paulus drückt es so aus:
> ... Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen.
> Denn das Fleisch streitet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch; dieselben sind widereinander, daß ihr nicht tut, was ihr wollt. (Galater 5:16, 17)

Es sind sehr bedeutsame Worte. Paulus zählt dann die Werke des Fleisches auf. Sie erinnern sich sicherlich daran. Es sind:

> ... Unzucht, Unreinigkeit, Ausschweifung, Götzendienst, Zauberei, Feindschaft, Hader, Eifersucht, Zorn, Zank, Zwietracht, Spaltungen, Neid, Saufen, Fressen und dergleichen, von welchen ich euch vorausgesagt habe und sage noch einmal voraus, daß, die solches tun, werden das Reich Gottes nicht erben.
> (Galater 5:19-21)

„Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit ...", und wir tun es, wenn wir in unserem Denken und Handeln die Frucht des Geistes in uns hegen. Die Frucht des Geistes ist:

> „... Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Wider solche ist das Gesetz nicht. Welche aber Christus angehören, die haben ihr Fleisch gekreuzigt samt den Lüsten und Begierden. Wenn wir im Geist leben, so lasset uns auch im Geist wandeln. (Galater 5:22-25)

EIN SICHERER FÜHRER DURCH DAS DICKICHT

Vor einiger Zeit habe ich einen Artikel gelesen, in dem berichtet worden ist, daß ein Wildhüter am Rande eines dichten Waldes einen Baum gesehen hat, an dem eine Schnur befestigt war. Die Schnur führte in den Wald, und er beschloß, ihr zu folgen. Er wollte herausfinden, was es mit dieser Schnur auf sich hatte. Er bahnte sich, so gut es ging, seinen Weg durch das Dickicht und überhängende Zweige und stand schließlich einem Jäger gegenüber, der noch den Rest eines Garnknäuels in der Hand hielt. Auf seine Frage, was denn die Schnur bedeute, antwortete der Jäger: „Ich habe gehört, daß sich in dieser Wildnis schon Menschen verirrt haben; und ich habe mir gedacht, wenn ich mich verirren sollte, dann kann ich auf diese Weise wieder zurückfinden."

Wir alle bewegen uns mehr oder weniger in einer dichten Wildnis: der Menschheit. Einige verlieren ihren Richtungssinn; andere handeln klüger und haben einen sicheren Anker, sie können zurückfin-

(Fortsetzung Seite 7)

Wir schulden der Obrigkeit Gehorsam

VON HOWARD W. HUNTER vom Rat der Zwölf

In der Welt leben heute mehr als dreieinhalb Milliarden Menschen. Sie teilen sich in Gruppen, von denen jede einem Herrschaftssystem untersteht, demzufolge sie der obersten Macht ihres Landes untertan sind. In einigen Ländern liegt diese oberste Macht bei einer einzelnen Person, dem Herrscher. Andere Länder haben republikanische Regierungsformen, wo die Gewalt vom Volke ausgeht; und die oberste Macht wird in der Regel durch die Legislative verkörpert. Ob die Herrschaft nun von einem einzelnen oder vom Volke ausgeübt wird, der Bürger ist dieser obersten Macht untertan. Er besitzt die Rechte und Freiheiten, die ihm nach dem Gesetz zustehen, und er hat die Pflicht, nach den Bestimmungen des Gesetzes zu handeln. Das ist eine wesentliche Voraussetzung für das Wohl der Gesellschaft, für den Schutz des Lebens und der Freiheit und für die Förderung und den Erhalt des Glücks der Menschen.

In einer Republik liegt die Herrschaft bei der Regierung und es ist ihre Pflicht, die Rechte des einzelnen zu schützen und Zivilstreitigkeiten oder Unruhen auf friedlichem Wege beizulegen. Der Bürger hat kein Recht, selbst das Gesetz in die Hand zu nehmen oder Gewalt zu gebrauchen. Die obersten Landesgesetze müssen anerkannt werden; und alle, die unter diesen Gesetzen leben, müssen sie zum Wohl der Gesamtheit befolgen. In dieser Hinsicht vertritt die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage einen festen Standpunkt. Einer ihrer Glaubensgrundsätze kommt in den folgenden Worten zum Ausdruck: „Wir glauben daran, Königen, Präsidenten, Herrschern und Magistraten untertänig zu sein, den Gesetzen zu gehorchen, sie zu ehren und zu unterstützen." (12. Glaubensartikel)

Wer an Gott glaubt, befindet sich in der ungewöhnlichen Lage, daß er einer zweifachen höchsten Gewalt untersteht. Er ist nicht nur der obersten Macht des Staates untertan, sondern untersteht auch Gott; und er hat die heilige Pflicht, Seine Gebote zu halten. Dieser Gedanke einer göttlichen Herrschaft durchzieht das ganze Alte und Neue Testament.

Markus beschreibt den Beginn der Mission Jesu folgendermaßen: „Nachdem aber Johannes gefangengelegt war, kam Jesus nach Galiläa und predigte das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium." (Markus 1:14-15.) Während Seiner ganzen Mission hat der Meister vor allem das eine gelehrt: Das Reich Gottes ist herbeigekommen. Einige Gelehrte legen das Wort „herbeigekommen" so aus, als bezeichne es etwas, was in naher Zukunft geschehen soll. Sie vertreten die Ansicht, daß das Reich Gottes erst zu Pfingsten auf Erden errichtet wurde, als der Heilige Geist über die Menge ausgegossen wurde. Dieses Ereignis ist für sie der Beginn der christlichen Kirche. Die Tatsachen sprechen jedoch für eine andere Auffassung. Es gibt genügend Beweise dafür, daß das Reich Gottes in den Tagen Adams, des ersten Menschen, auf Erden errichtet wurde und daß es bis auf den heutigen Tag besteht. Seit Anbeginn haben die Völker der Erde eine Pflicht gegen Gott, ihren König.

Widerspricht es der Herrschaftstheorie, wenn der einzelne oder mehrere zwei verschiedenen Herrschern Treue schulden —, wenn sie zwei getrennten obersten Gewalten untertan sind? Auf den ersten Blick scheint eine zweifache oberste Gewalt widersinnig, doch so ist es immer gewesen, seit der Mensch auf Erden lebt. Damit erhebt sich die Frage: Wenn sich ein Konflikt ergeben sollte, wem wir Gehorsam schulden, welche Gehorsamspflicht hat dann den Vorrang? Ein Überblick über die Menschheitsgeschichte beantwortet die weitere Frage, ob es überhaupt einen solchen Konflikt gibt.

Während der Erdenmission des Meisters hat sich eine Begebenheit zugetragen, die genau diesen Punkt betrifft. Wir finden den Bericht über diese Begebenheit in drei verschiedenen Büchern des Neuen Testaments, bei Matthäus, Markus und Lukas; sie berichten von einer Unstimmigkeit über eine Steuerabgabe. Judäa stand unter römischer Verwaltung, und die Macht des Sanhedrin, des obersten jüdischen Rats, wurde unter der römi-

schen Herrschaft eingeschränkt. Der Rat war mit der Steuererhebung beauftragt, er hatte jedoch nicht die Macht, die Todesstrafe zu verhängen. Diese Macht lag beim römischen Prokurator über Judäa, bei Pontius Pilatus. Weil der Sanhedrin keine Todesstrafe verhängen durfte, ersannen die Juden, die gegen Jesus konspirierten, einen Komplott. Sie wollten Ihn zu einer Antwort verleiten, die ihnen den Grund liefern würde, Ihn wegen Hochverrats an Pilatus auszuliefern, denn darauf stand die Todesstrafe.

Jeder, der unter römischer Herrschaft lebte, mußte eine Steuer zahlen. Wahrscheinlich war es die römische Kopfsteuer. Die Steuer war nicht hoch, doch es ging um das Prinzip. Die Juden lebten in ihren eigenen Augen in einer Theokratie, und Jehova war ihr König. Sie weigerten sich, die römische Verwaltung anzuerkennen. Es ging also um die Frage: Kann ein Jude mit gutem Gewissen die Steuer an die Römer entrichten oder muß er um Unabhängigkeit kämpfen mit der Begründung, daß allein Gott der König Israels ist? Es wurde eine Frage der Gehorsamspflicht gegen die Obrigkeit.

Die Pharisäer, die den Plan ersonnen hatten, waren darauf bedacht, Jesus auf frischer Tat zu ertappen. Sie hielten sich deshalb im Hintergrund und schickten einige jüngere Anhänger und Herodianer vor. Die Herodianer waren keine religiöse Gruppe, sondern eine politische Partei. Sie waren Anhänger des Herodes Antipas, des Tetrarchen von Galiläa, und befürworteten die römische Oberherrschaft. Die Pharisäer wehrten sich natürlich gegen die Besetzung Judäas durch Rom. Anscheinend wollten die Ränkeschmiede den Eindruck erwecken, als sei zwischen den jungen Schülern der Pharisäer und den Herodianern ein Streit ausgebrochen und sie kämen zu dem Meister, um Seine Ansicht zu hören, damit Er den Streit beilege.

Sie nahten sich Jesus ehrerbietig und höflich und sprachen: „Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrst den Weg Gottes recht und fragst nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen." (Matth. 22:16.) Diese honigsüßen Worte sollten wohl Seine Zweifel zerstreuen, damit Er ihnen Seine ehrliche Meinung als Rat in einer moralischen Angelegenheit sagte. Dann folgte die sorgsam gewählte Frage: „Ist's recht, daß man dem Kaiser Steuer zahle, oder nicht?" Die Frage war mit Bedacht so gestellt, daß Er nur „Ja" oder „Nein" darauf antworten konnte; und beides würde ihnen eine Handhabe geben, Ihn zu vernichten. Hätte Er gesagt: „Ja, bezahlt die Steuer", dann hätten sie Ihn Verräter genannt. Das hätte einen Keil zwischen Ihn und Seine Jünger getrieben und Aufruhr verursacht. Wenn Er geantwortet hätte: „Nein, es ist nicht recht, die Steuer zu zahlen", dann hätten sie Ihn wegen Hochverrats an die Römer ausgeliefert.

Seine Feinde dachten, daß Er ihnen so oder so in die Falle gehen würde. Das Interessante an Seiner Antwort ist, daß Er der Frage nicht ausgewichen ist, sondern daß Er sie klar und eindeutig beantwortet hat, ohne in die Falle zu gehen. Er hat gesagt: „Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich? Weiset mir die Steuermünze! Und sie reichten ihm einen Groschen dar." (Matth. 22:18-19.) Der Groschen war zweifelsohne der gültige römische Dinar mit dem Bild des Tiberius oder vielleicht auch des Augustus. Er wollte ihnen das Bild des Kaisers zeigen und die Inschrift mit seinem Namen und Titel. Es war ein allgemeiner Grundsatz, daß derjenige, der sein Bild und seinen Titel auf die Münze prägen läßt, der Münzherr ist und als Herrscher anerkannt wird. „Und er sprach zu ihnen: Wes ist das Bild und die Aufschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers . . ." (Matth. 22:20-21.) Sie gaben zu, daß die Münze dem römischen Imperator gehörte; und da sie die gültige Steuermünze war, wurde damit zum Ausdruck gebracht, daß das Land unter römischer Oberherrschaft stand. „. . . Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." (Matth. 22:21.) Mit anderen Worten: „Seid nicht ungerecht, gebt dem Kaiser, was ihm zusteht. Seid aber auch nicht gottlos, und gebt Gott das, was Gottes ist."

Die Weisheit, die aus dieser Antwort spricht, grenzt die beiden Herrschaftsbereiche genau gegeneinander ab und definiert das Recht der beiden Reiche, des himmlischen und des irdischen. Das Bild des Kaisers auf der Münze besagt, daß zeitliche Dinge dem zeitlichen Herrscher gehören. Das Bild Gottes im Herzen und in der Seele des Menschen besagt, daß alle Fähigkeiten und Kräfte des Menschen Gott gehören und daß er sie zum Dienst für Ihn gebrauchen soll.

Die Lehre, die der Meister uns damit erteilt hat, ist so klar und unmißverständlich, daß sie keiner weiteren Erklärung bedarf; und ich will auch nicht weiter darauf eingehen. Wenn es darum geht, welchem Herrn wir dienen sollen, müssen wir weise abwägen, wem wir Gehorsam schulden. Ich behaupte, daß es keinen echten Konflikt hinsichtlich der Gehorsamspflicht gibt.

In der heutigen ruhelosen Zeit kann man sich wohl fragen: Was schulden wir dem Kaiser? Was schulden wir unserem Land? Wir schulden ihm Gehorsam, Achtung und Ehrerbietung. Gesetze, die zum Wohl der Gesamtheit erlassen sind und die Übeltaten unterbinden sollen, müssen genau be-

folgt werden. Wir müssen Steuern zahlen, damit wir die Regierung in den notwendigen Ausgaben für den Schutz des Lebens, der Freiheit, des Eigentums und zur Förderung des Gemeinwohls entlasten.

Vor 133 Jahren, im Jahr 1835, wurde eine Erklärung über den Glauben der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage betreffs der Regierungen und Gesetze abgefaßt und einstimmig angenommen. Die Erklärung steht in Abschnitt 134 des Buches „Lehre und Bündnisse". Obgleich über ein Jahrhundert vergangen ist, wurde diese Erklärung weder abgeändert noch eingeschränkt; sie ist heute noch genauso gültig wie an dem Tag, als sie verfaßt wurde. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich einen Teil dieser Erklärung zitieren.

„Wir glauben, daß Regierungen von Gott zum Wohle der Menschen eingeführt wurden, und daß er diese für ihr Verhalten ihnen gegenüber verantwortlich macht, sei es im Geben von Gesetzen oder bei deren Durchführung zu Nutz und Frommen und zur Sicherung der Gesellschaft.

Wir glauben, daß keine Regierung im Frieden bestehen kann, ohne daß Gesetze gegeben und für unantastbar gehalten werden, die jeder Person Gewissensfreiheit, Recht auf Eigentum und freie Verfügung darüber und Schutz des Lebens sichern.

Wir glauben, daß alle Regierungen Beamte und Behörden brauchen, um die Gesetze zu vollziehen, und daß solche, die das Gesetz unparteiisch und gerecht anwenden, gesucht und durch die Stimme des Volkes (wenn in einer Republik) oder durch den Willen des Staatsoberhauptes aufrechterhalten werden sollen.

Wir glauben, daß die Religion von Gott eingeführt wurde, und daß die Menschen für deren Ausübung ihm allein verantwortlich sind, es sei denn, ihre religiösen Ansichten bewegen sie dazu, in die Rechte und Freiheiten andrer einzugreifen. Dagegen glauben wir nicht, daß menschliche Gesetze erlassen werden dürfen, die sich in gottesdienstliche Angelegenheiten einmischen, die Gewissensfreiheit einschränken oder die Formen privater oder öffentlicher Gottesverehrung vorschreiben. Die Behörden sollen Verbrechen in Schranken halten, doch nie das Gewissen einschränken; die Schuldigen bestrafen, aber nie die Freiheit des Geistes unterdrücken.

Wir glauben, daß alle Menschen verpflichtet sind, die Regierungen, unter denen sie leben, zu unterstützen, solange sie in ihren angeborenen und unveräußerlichen Rechten durch die Gesetze solcher Regierungen beschützt werden. Aufstand und Empörung stehen so beschützten Bürgern nicht zu und sollten deshalb entsprechend bestraft werden. Alle Regierungen haben das Recht, Gesetze zu erlassen, die nach ihrem Urteil geeignet sind, das öffentliche Wohl zu sichern, gleichzeitig jedoch die Freiheit des Gewissens heilig zu halten." (LuB 134:1-5)

Die Erklärung geht noch weiter, doch ich will sie nicht weiter vorlesen. Diese Worte weisen auf die heilige Verpflichtung der Regierung hin und auf die heilige Verpflichtung derer, die ihr Gehorsam schulden. Heutzutage scheint der bürgerliche Ungehorsam an der Tagesordnung zu sein, und ihm wird sogar von einigen Kanzeln das Wort geredet; die Haltung unserer Kirche und ihre Lehren sind jedoch fest und eindeutig.

Ich weiß, daß Gott lebt, daß Er die oberste Macht im Himmel und auf Erden ist. Ich bezeuge die Göttlichkeit Jesu Christi, des Heilands der gesamten Menschheit. Die Erkenntnis dieser Wahrheiten bewegt mich dazu, Gott als dem Herrn Gehorsam zu erweisen und gleichzeitig die Landesgesetze anzuerkennen. Es gibt keinen Konflikt zwischen dem, was des Kaisers ist, und der Verpflichtung gegen Gott. Möge der Gott des Himmels die weltlichen Führer inspirieren und leiten, welche die Politik irdischer Obrigkeiten bestimmen; möge Er auch die inspirieren und leiten, die von diesen Mächten regiert werden. Möge Gerechtigkeit walten zum Wohl aller Menschen. Richten wir uns nach der Ermahnung des Meisters: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen." (Matth. 6:33.) Das ehrliche Bemühen um Gerechtigkeit und die Unterordnung unter die Herrschaft Gottes löst die Frage der Gehorsamspflicht. Der Herr segne uns; ich erbitte es demütig im Namen Jesu Christi. Amen.

(Fortsetzung von Seite 4)

den, selbst wenn sie von der Straße abgekommen sind und sich im Labyrinth der menschlichen Beziehungen verirrt haben.

Dieser Anker ist das Evangelium Jesu Christi und seine Ideale. Das Festhalten an diesem Anker bringt Glück, Sicherheit und Charakterfestigkeit, die größeren Wert hat als ein scharfer Verstand. Haltet treu an den geistigen Idealen Ehrlichkeit, Tugend und Reinheit — dem Anker in eurem Leben — fest und erlangt Glück und Seelenfrieden, indem ihr diese Ideale in eurem täglichen Leben verwirklicht! Ich weiß, daß ihr dadurch glücklicher werdet.

> Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. (Matth. 6:33)

○

Das Zeugnis von vier Zeugen des Buches Mormon

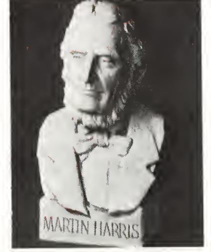
Das Buch Mormon war auf dünne Goldplatten geschrieben, die in der Erde verborgen waren, bis der Prophet Joseph Smith sie erhalten hat: Nachstehend das Zeugnis von vier Personen, die Gewißheit darüber erlangt haben, daß dieses Buch von Gott gesandt ist und daß die Übersetzung göttlich inspiriert ist.

Emma, Frau des Propheten Joseph Smith:



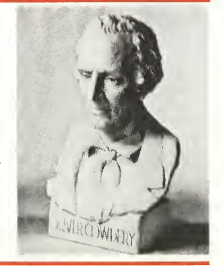
„Ich glaube daràn, daß das Buch Mormon göttlichen Ursprungs ist — ich zweifle nicht im mindesten daran. Ich bin davon überzeugt, daß nur ein Mensch, der von Gott inspiriert war, den Inhalt der Manuskripte diktieren konnte. Als ich als seine Schreiberin fungierte, diktierte dein Vater (Joseph Smith) mir stundenlang; und wenn wir nach den Mahlzeiten oder nach Unterbrechungen zu unserer Arbeit zurückkehrten, begann er sofort an der Stelle, wo er aufgehört hatte, ohne sich zuvor das Manuskript anzusehen oder sich einen Teil vorlesen zu lassen. So war es immer. Es ist unwahrscheinlich, daß ein gelehrter Mann so etwas hätte tun können, und für jemanden, der so ... ungelehrt war wie er, war es schier unmöglich." (Joseph Smith III, „Letztes Zeugnis von Sr. Emma", Saints' Advocate, Bd. 2, S. 52, Oktober 1879)

Martin Harris



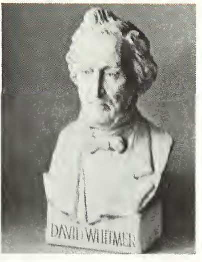
„Ich weiß, daß das Buch Mormon wahr ist ... Ich weiß, daß die Platten durch die Gabe und Macht Gottes übersetzt wurden, denn Seine Stimme hat es uns gesagt, deshalb weiß ich mit Sicherheit, daß das Werk wahr ist. Habe ich nicht während eines Gesprächs mit Joseph Smith die Platten eineinhalb Stunden lang auf meinen Knien gehalten? Ja, so war es. Und so viele Platten, wie Joseph Smith übersetzt hat, habe ich in Händen gehalten, eine Platte um die andere." (Millennial Star, Bd. 21, S. 545)

Oliver Cowdery



„Ich habe mit meiner eigenen Feder das gesamte Buch Mormon niedergeschrieben (mit Ausnahme weniger Seiten), wie es der Prophet Joseph Smith mir diktiert hat, als er es durch die Gabe und Macht Gottes übersetzt hat ... Es enthält das ewige Evangelium und ist in Erfüllung der Offenbarungen zu den Menschenkindern gelangt." (Millennial Star, Bd. 21, S. 544)

David Whitmer



„Es war Ende Juni 1829, Joseph Smith, Oliver Cowdery und ich waren zusammen, und der Engel zeigte sie uns ... Sie wurden uns folgendermaßen gezeigt: Joseph, Oliver und ich saßen auf einem gefällten Baumstamm, als uns ein Licht überschattete, das heller als das Licht der Sonne war. Inmitten des Lichtes ... erschien ein Tisch, auf dem viele goldene Platten lagen ... Ich habe sie gesehen ... und ich habe deutlich die Stimme des Herrn gehört. Er sagte, daß die Berichte auf den Platten des Buches Mormon durch die Gabe und Macht Gottes übersetzt worden sind." (Millennial Star, Bd. 43, S. 437)

Der Präsidierende Bischof spricht zur Jugend über den

VON BISCHOF JOHN H. VANDENBERG

Gehorsam gegen das Gesetz

Der verstorbene Filmproduzent Cecil B. DeMille hat einmal gesagt: „Wir können die Zehn Gebote nicht brechen. Wir können nur an ihnen zerbrechen . . .“ Wir sehen heutzutage um uns herum manchen Menschen, der an den Gesetzen Gottes und an den Landesgesetzen zerbrochen ist. Die Kirche will den Menschen davon abhalten, daß er sich zugrunde richtet, indem er Gesetze bricht, die zum Schutz gegen Unrecht und Leid aufgestellt sind. Der Hauptzweck des Gesetzes im weitesten Sinn ist nicht nur die Verhütung von Schwierigkeiten, es ist auch eine Richtschnur für die persönliche Entfaltung.

Viele junge Männer kennen die folgenden Worte:

„Ich verspreche bei meiner Ehre, daß ich mein Bestes tun will, um meine Pflichten gegenüber Gott und dem Vaterland zu erfüllen und dem Pfadfindergesetz zu gehorchen; um jederzeit anderen zu helfen und um mich körperlich stark, geistig rege und moralisch rein zu halten.“

Dies ist eines der vielen Gesetze, die aufgestellt worden sind als Richtschnur für ein gutes und schöpferisches Leben. Indem der junge Mensch das Gesetz Gottes und das Landesgesetz befolgt, kann er „körperlich stark, geistig rege und moralisch rein“ bleiben.

Niemand kann auf irgendeinem Tätigkeitsfeld Großes leisten, wenn er nicht die Gesetze befolgt, die diese Tätigkeit bestimmen.

Der Plan Satans wird scheitern, weil er gegen ewige Gesetze verstößt. Carlyle hat die richtigen Worte dafür gefunden. Er hat gesagt: „Alle großen Geister gehorchen dem, was über ihnen steht, nur ein kleiner Geist nicht.“

Gehorsam gegen das Gesetz ist die Grundlage für den Fortschritt. Der Wissenschaftler beispielsweise kann nur dann ein Raumschiff zum Mond schicken, wenn er die physikalischen Gesetze des Universums berücksichtigt. Auf ähnliche Weise können wir nur durch Gehorsam gegen die Gesetze Gottes die Schwächen der Sterblichkeit überwinden und schließlich die Segnungen der Erhöhung empfangen. Der Herr hat gesagt: „Es besteht ein Gesetz, das vor der Grundlegung der Welt im Himmel unwiderruflich beschlossen wurde, von dessen Befolgung alle Segnungen abhängen.

Und wenn wir irgendeine Segnung von Gott empfangen, dann nur durch Gehorsam zu dem Gesetz, auf das sie bedingt wurde." (LuB 130:20, 21)

Während Gehorsam gegen das Gesetz für den Fortschritt notwendig ist, bewirkt Ungehorsam gegen das Gesetz genau das Gegenteil — er bringt den Rückschritt. Saul, der hervorragende junge Mann, der vom Propheten Samuel zum König Israels gesalbt wurde, war ein äußerst vielversprechender Führer. Als Samuel ihn dem Volk vorstellte, sagte er: „Da seht ihr, wen der Herr erwählt hat; ihm ist keiner gleich im ganzen Volk. Da jauchzte das ganze Volk und sprach: Es lebe der König!" (1. Sam. 10:24)

Leider wurde Saul vom Stolz übermannt; er meinte, als König stehe er über dem Gesetz. Eines Tages maßte er sich das Amt des Propheten an und brachte dem Herrn ein Brandopfer dar. Als Samuel hörte, was Saul getan hatte, sprach er zu ihm: „Du hast töricht gehandelt und nicht gehalten das Gebot des Herrn, deines Gottes, das er dir geboten hat. Er hätte dein Königtum bestätigt über Israel für und für. Aber nun wird dein Königtum nicht bestehen. Der Herr hat sich einen Mann gesucht nach seinem Herzen ..." (1. Sam. 13:13-14)

Hätte Saul dem Gesetz Gottes gehorcht, dann hätte er ein großer König sein können. Sein Ungehorsam brachte ihm jedoch bald Niedergeschlagenheit und Einsamkeit. Schließlich nahm er sich bei Gilboa während einer Schlacht gegen die Philister das Leben, indem er sich in sein Schwert stürzte.

Heute meinen einige junge Menschen, daß sie außerhalb des Gesetzes handeln können. Sie sind so töricht und versuchen, andere zu beherrschen, und haben noch nicht einmal gelernt, sich selbst zu beherrschen.

Die Statistiken weisen einen Rückgang in der Zahl der inhaftierten Erwachsenen auf, demgegenüber verzeichnen sie aber einen Anstieg in der Zahl der Inhaftierten unter 18 Jahren.

Nur wenige dieser jungen Menschen erkennen, welchen Preis sie für ihren Ungehorsam gegen das Gesetz zahlen. Oftmals meinen sie, die Inhaftierung sei der Preis, den sie dafür zu zahlen haben, doch es ist weit mehr. Auch wenn ein junger Mensch, der eines Verbrechens überführt ist, Bewährung erhält und nicht zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wird, verwirkt er sich einige kostbare Bürgerrechte. Seine Verurteilung ist aktenkundig, und seinem Charakter und seiner Integrität wird vielleicht immer der Schatten des Zweifels anhaften. Er kann keinen Paß erhalten und sich nicht in einem anderen Land niederlassen.

Er kann niemals einen Beruf im Verwaltungsdienst ausüben, und aller Wahrscheinlichkeit nach werden ihm Vertrauensstellungen, wo eine Bürgschaft erforderlich ist, verschlossen bleiben. Er ist zwar noch ein Staatsbürger, doch das Wahlrecht ist ihm entzogen. Er wird auch nicht wie andere junge Männer zum Wehrdienst eingezogen.

Der gereifte Mensch sollte erkennen, daß der Gehorsam gegen das Gesetz es ihm ermöglicht, über dem Gesetz zu stehen und frei zu sein von Strafe und Leid — beides eine Folge des Vergehens gegen das Gesetz.

Wahre Freiheit ist das Ergebnis des Gehorsams gegen gerechte Grundsätze und Gesetze. Das wird nirgends deutlicher als im Leben des Heilands. Nie hat ein freierer Mensch gelebt. Weil Er dem Willen des Vaters gehorsam war, hat Er die Schwächen der Sterblichkeit überwunden, woraus die Schwierigkeiten der übrigen Menschen erwachsen. Sein Leiden in Gethsemane und am Kreuz, das Er im Gehorsam gegen den Willen des Vaters auf sich genommen hat, hat es auch uns ermöglicht, frei zu sein. Und durch Seinen Gehorsam wurde Er „vollendet, [und] ist geworden allen, die ihm gehorsam sind, der Urheber ihres ewigen Heils." (Hebr. 5:9)

Als junge Männer und Frauen der Kirche Christi müßt ihr Gott gehorsam sein und euch von jeder Argumentation oder Weltanschauung abwenden, die für Ungehorsam gegen das Gesetz eintritt — ganz gleich, welche Motive hinter einer solchen Ideologie stehen. Gott hat gesagt: „Niemand breche die Gesetze des Landes, denn wer die Gebote Gottes hält, braucht die Gesetze des Landes nicht zu brechen." (LuB 58:21)

Wer das Gesetz bricht, sei es nun aus böswilligem Widerstand oder weil er mit dem Gesetz nicht einverstanden ist oder auch nur aus Gedankenlosigkeit, erntet doch immer den gleichen Sturm und zeigt dieselbe geistige Unreife. Gehorsam gegen die Landesgesetze und gegen die Gebote Gottes hingegen ist ein Zeichen wahrer Reife. Robert E. Lee hat gesagt: „Man ist erst dann ein echter Mann [oder eine echte Frau], wenn man gelernt hat zu gehorchen."

Vor kurzem wurde ein Vater von Zeitungsreportern über seinen Sohn befragt, nicht etwa, weil der Sohn eine besondere Auszeichnung erworben hatte — er war vielmehr eines schweren Verbrechens angeklagt. Aus den Worten des Vaters sprach tiefe Niedergeschlagenheit, als er den Reportern antwortete; er konnte nichts weiter sagen als: „Dies ist der schwärzeste Tag meines Lebens."

Die Statistik läßt erkennen, daß diese tragische Szene kein Einzelfall mehr ist. Dennoch könnten Verbrechen und Gesetzlosigkeit unter der Jugend und der Schmerz und die Pein der Eltern ein Ende finden, wenn man nur das Gebot befolgte, das vor vielen hundert Jahren auf Sinai verkündet worden ist: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren ..." (2. Mose 20:12) ○



Erstling der Herde

VON AMY HILLYARD JENSEN

Es ist spät, das Haus und die Kinder begeben sich zur Ruhe. Auch Paul, der in den Monaten nach seines Vaters Tod die Abende mit seiner Gegenwart erfüllt hat, ist zu Bett gegangen; er steht kurz vor den Quartalsprüfungen an der Universität.

Ich habe das Lampenlicht abgeblendet und denke über den Nachmittag im Büro des Bischofs nach. Wir haben darüber gesprochen, Paul auf Mission zu senden, und ich frage mich jetzt: Konnte er ahnen, wie es wirklich in mir aussah? Ich habe all das gesagt, was man zu sagen pflegt. „Er muß es selbst entscheiden, Bischof. Wir werden es besprechen und darüber beten." Innerlich aber habe ich mich dagegen aufgelehnt: Nein! Es ist viel zu früh!

Ich habe noch niemals „Nein" gesagt, immer nur „Ja" oder „Ich will es versuchen". Wir würden es finanziell schon schaffen, und es wäre wunderbar für Paul. Was aber würden Susan, Billy und Joe ohne ihren geliebten älteren Bruder anfangen? Welche Mutter findet die Kraft, ihren Sohn auf Mission zu senden, wenn sein Vater kurz zuvor gestorben ist? Er war der Erstling unserer Herde. Wie kann ich ihn jetzt gehen lassen?

Unvermutet rufen die Worte Erinnerungen in mir wach, und ich sehe das gelbe Apartmenthaus auf dem

Hügel zur Frühlingszeit. Es war der Frühling, in dem ich zur Kirche fand — oder die Kirche zu mir kam.

Es geschah hier in Seattle kurz vor Ausbruch des Krieges. Ich war siebzehn und in einen braunäugigen Jungen namens Roger verliebt. Er war genauso unbeständig wie das Wetter in Seattle, doch die tägliche Ungewißheit, ob ich ihm etwas bedeute oder nicht, erhöhte nur noch seinen Charme.

Ich hatte nur noch meine Mutter, sie war Hausverwalterin in dem Apartmenthaus, wo wir wohnten. Das Haus war im pseudo-spanischen Stil gebaut, hatte lange muffige Korridore und einen Blick auf den Puget-Sund.

An einem der ersten Frühlingstage holte Roger mich von der High School ab, und wir gingen zusammen nach Hause. Wir standen noch eine Weile vor der großen grünen Haustür und sprachen über die Feier der Universität, an der er Mathematik studierte.

Er hatte mich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht zu dem Fest eingeladen, doch ich wußte, er würde es tun. Er stand gegen die gelbe Stuckwand gelehnt und hielt seine Bücher auf einer Hüfte; ich saß auf der Treppenstufe. Es war einer der Augenblicke, wo wir uns gut verstanden. Roger neckte mich sehr oft, er wollte wissen, wie gerne ich ihn mochte. „Du, in meiner Englischklasse ist eine blendend aussehende Rothaarige, sie heißt Ginger", hatte er einmal zu mir gesagt. „Die könnte mir gefallen!" Seine Worte verletzten mich nicht, doch es schmerzte mich, daß er Ginger beachtet hatte — mein Haar war mausbraun.

Heute jedoch war seine Stimmung anders, und er sprach über das College. In einem Jahr bist du auch dort", sagte er, „ich werde dann deine Bücher tragen." Er lächelte, was selten genug geschah. Wenn er so aussah, fand ich seinen Mund nicht weichlich, wie Mutter einmal gesagt hatte.

Er beugte sich über mich. „Jennie, ich hab dich gern", sagte er. Vor Überraschung setzte mein Herz aus, dann schlug es schneller und trieb mir die Röte ins Gesicht. In diesem Augenblick öffnete sich die grüne Tür und Mutter schaute heraus.

„Guten Tag, Roger", sagte sie und lächelte kurz. „Jennie, kannst du mir helfen? Ich habe die Wohnung im Kellergeschoß vermietet, und die neuen Mieter werden jeden Augenblick eintreffen. Sie brauchen Teller und Küchengeräte."

Wie auf Befehl hielt keuchend ein alter blauer Dodge am Parkstreifen im Schatten unseres alten Ahorns.

Mutter kam aus dem Haus, sie lächelte freundlich. „Fein, daß Sie da sind!" Dann stellte sie uns vor. „Jennie, das ist Lyle Holbrook ... und das ist Bill Smith. Meine Tochter. Und das ist Roger Daniels."

Er ist nett, dachte ich, während sich die Jungen die Hand gaben, und ich meinte damit den jungen Mann, der Lyle hieß. Er hatte dunkles Haar, und in seinen Augen blitzte der Schalk. Er gab sich so ungezwungen, daß ich mich über Roger ärgerte, der sich in Gegenwart anderer niemals wohl zu fühlen schien.

„Gehen Sie zur Universität?" wandte sich Lyle an Roger.

„Ja", antwortete Roger mit verschleiertem Blick.

„Bill und ich studieren Zahnheilkunde." Lyle schaute mich an und lächelte.

Mutter sagte: „Würden Sie wohl den Wagen über die Seitenstraße zur Garage fahren? Sie können dann Ihre Sachen gleich an der Wohnung abladen."

Als der Wagen um die Ecke rumpelte, wies Roger auf das Zulassungsschild. „Ich glaube, die beiden sind aus Utah."

„Ja, das stimmt", sagte Mutter. „Ich habe noch zu tun. Auf Wiedersehen, Roger. Kommst du, Jennie?"

„Ja, Mutter. Roger, warum bleibst du nicht hier? Du könntest mithelfen." Ich sagte es nicht aus Höflichkeit; ich wollte nur nicht, daß er ging.

Die Tür war bereits ins Schloß gefallen, doch Roger senkte seine Stimme und sagte: „Wenn deine Mutter in der Nähe ist, fühle ich mich beengt, Süße. Ich gehe lieber."

Ich versuchte, nicht zu zeigen, wie weh er mir getan hatte. „Na gut", entgegnete ich.

Er ergriff meine Hand und drückte sie. „Vielleicht rufe ich dich an." Als er sich zum Gehen wandte, fügte er noch hinzu: „Ihr solltet ein Auge auf die beiden haben, wahrscheinlich sind es Mormonen." Bevor ich etwas sagen konnte, war er um die Hausecke verschwunden und ging pfeifend die Straße hinab.

In einem Punkt hatte Roger recht — Lyle und Bill waren wirklich Mormonen. Aber wir brauchten kein wachsames Auge auf sie zu haben. Nachdem sie schon eine Zeitlang bei uns wohnten, sagte Mutter eines Tages: „Weißt du, die beiden sind die nettesten jungen Männer, die ich bisher kennengelernt habe."

Ich wußte, warum es so war. Da das Haus in der Nähe der Universität lag, hatten wir oft Studenten als Mieter. Manchmal kam es zu Trinkgelagen oder es kamen Mädchen zu Besuch, und manchmal hielten sie die Wohnungen auch nicht sauber.

Lyle und Bill waren ganz anders. Sie gingen zur Kirche und zur Schule, wuschen sich die Wäsche selbst und reinigten die Wohnung und schrieben nach Hause. Wenn sie einkaufen fuhren, erboten sie sich stets, Mutter im Wagen mitzunehmen; doch gewöhnlich fuhr ich mit.

Sonnabends wuschen sie ihre Wäsche. Die gemeinsame Waschmaschine war ein unzuverlässiges altes Monstrum, alle fünfzehn Minuten mußte man ein Fünfcentstück einwerfen. So ging ich beim ersten Mal mit hinunter und zeigte ihnen, wie man sie in Gang hielt. Und hier unten in der Waschküche, die vom Dampf trocknen-

der Wäsche erfüllt war, hörte ich zum erstenmal die Evangeliumswahrheiten.

Ich wußte bereits ein wenig über die Mormonen aus dem Geschichtsunterricht und aus einem Film, den ich einmal gesehen hatte. Ich wußte etwas über Brigham Young, die Pioniere und den Großen Salzsee. Doch ich wußte gar nichts über ihren Glauben. Für mich waren die „Mormonen" immer irgendeine seltsame Sekte gewesen, fast ebenso fremdartig wie der Buddhismus.

„Erzählt mir ein wenig über eure Religion", bat ich sie, und es kümmerte mich nicht, daß es wie kindliche Neugier klang. Sie erfüllten meine Bitte. Es war eine wunderbare Stunde. Wenn ich jetzt die Geschichte von den goldenen Platten höre, sehe ich immer die beiden in alten Trainingshemden an der Wringmaschine stehen und mir die Geschichte über die Anfänge des Buches Mormon erzählen.

Die Wäsche war schon längst gewaschen, doch meine Neugier war noch immer nicht befriedigt. „Warum kommst du nicht nächsten Sonntag mit uns zur Kirche und bringst deine Mutter mit?" fragte Lyle. „Wir haben immer Besucher, und ich glaube, es wird euch gefallen."

Ich wäre fast nicht mitgegangen; Roger hatte mir gesagt, er würde am Sonntag vielleicht anrufen. Doch Mutter bestand darauf. „Also weißt du, Jennie, wie du mit offenen Augen von diesem Jungen träumst! Es schadet nichts, wenn er anruft und du bist nicht zu Hause."

So gingen wir also zur Mormonenkirche. Das Gebäude war alt und häßlich, ein Saal des amerikanischen Frontkämpferverbandes — keine Kirche im üblichen Sinn. Doch im Innern herrschte eine wunderbare Stimmung — wie die perlmutterne Innenseite einer rauhen Austernschale. Ich hatte noch nie einen so schönen Gesang gehört.

Der Gottesdienst — er war so einfach und schlicht, daß selbst die Jüngsten daran teilnehmen konnten — bewegte mich so stark, daß mir die Tränen über das Gesicht liefen. Es war seltsam, ich hatte das Gefühl, ich sei heimgekehrt.

Mutter sagte nicht viel, doch ich wußte, daß der Geist dieser Versammlung auch sie berührt hatte. Einige Tage danach lud sie Lyle und Bill zum Essen ein. Sie konnten nicht lange bleiben, doch während des Essens sprachen wir über die Kirche und ihre Grundsätze.

„Lyle, ich kann nicht gerade sagen, daß ich von dem Zehnten begeistert bin", sagte meine Mutter. „Zehn Prozent des Einkommens scheint mir sehr viel. Wenn man genug verdient, mag es ja anders sein."

Lyle lächelte. „Ich weiß, es scheint sehr viel zu sein. Doch die Segnungen des Zehnten lassen sich einfach nicht mit Geld und Geldeswert messen. Als ich auf Mission war, habe ich immer gesagt, der volle Zehnte wäre, daß wir dem Herrn die ersten Früchte von allem bringen, was wir besitzen. Nicht nur Geld, sondern auch unsere Zeit und Kraft."

Wie seltsam, solche Worte von einem so jungen Menschen zu hören — er war nur wenige Jahre älter als Roger. Ich fragte mich, wie Roger wohl darüber denken würde. Wir hatten niemals über Religion gesprochen; er schien mir immer auszuweichen, wenn ich ernsthaft mit ihm reden wollte.

Roger kam am gleichen Abend, nachdem Lyle und Bill gegangen waren. „Vater hat mir den Wagen geliehen", sagte er, „laß uns ein Stück hinausfahren." Mein Herz schlug schneller. Vielleicht würde er mich heute fragen, ob ich mit ihm zur Universitätsfeier ginge.

Ich zog mir eine Jacke über, weil es regnete, umarmte Mutter, wobei ich ihrem ernsten Blick auswich, und eilte hinaus. Zuerst gingen wir kegeln, und alles verlief großartig. Dann kamen einige von Rogers Freunden herein, und die Freude war verflogen. Was findet er nur an ihnen, fragte ich mich und bemühte mich, nicht auf ihre groben Reden zu hören.

Kurze Zeit später gingen wir und fuhren zur Klippe hinauf, von wo wir die Schiffe im Hafen sehen konnten. Ihre Lichter schimmerten durch den Sprühregen. Roger rückte näher heran. Ich war mit meinen Gedanken bei dem Essen mit Lyle und Bill und bei den Fragen, die sie uns beantwortet hatten. Rogers Atem roch stark nach Rauch, und ich wandte mich ab.

„He! Du bist den ganzen Abend schon so komisch", sagte er. „Dieser Mormone hat mir doch nicht etwa den Rang abgelaufen?" Ich wußte, er meinte Lyle.

„Sei nicht albern." Ich rückte entrüstet von ihm ab. „Er studiert viel zu eifrig, um an Mädchen zu denken. Aber davon ganz abgesehen, Roger, er ist wirklich nett. Er ist zwei Jahre auf Mission gewesen."

„Zwei Jahre! Meine Güte, mich bekäme niemand dazu, zwei Jahre meines Lebens zu opfern und Missionar zu sein!" Ich schaute ihn an. Sein Profil hob sich von der Stirn bis zum Mund als dunkle Silhouette ab, doch das Spiel des Lichtes ließ die Konturen seines Kinns verschwimmen. „Roger", sagte ich traurig, „hast du denn für gar nichts Interesse?"

Er lachte. „O doch. Ich interessiere mich für mich."

„O Roger, das ist kein Scherz!" In meinen Augen brannten Tränen. Er wollte mich an sich ziehen, doch ich stieß ihn heftig zurück.

„Na gut." Es folgte ein langes Schweigen, das nur von dem rhythmischen Geräusch der Scheibenwischer unterbrochen wurde. „Ich wollte dir übrigens noch etwas sagen." Seine Worte kamen so kalt und eintönig wie der Regen. „Ich habe Ginger zur Universitätsfeier eingeladen. Ich fürchte, es ist für dich ein wenig zu intellektuell."

Er lenkte den Wagen zurück auf die Straße und fuhr mich nach Hause.

Am nächsten Morgen, ich war noch schlaftrunken, kam mir die Erinnerung. Roger. Er hatte mich ohne Entschuldigung und ohne auf Wiedersehen zu sagen zu Hause abgesetzt, und ich hatte aus lauter Stolz auch kein Wort gesagt.

Ich erzählte meiner Mutter zögernd, was geschehen war. Aus ihren guten braunen Augen sprach Mitleid, doch ich wußte, sie war erleichtert. „Es gibt noch andere Jungen", sagte sie.

Aber so leicht konnte ich nicht vergessen. Wie bei einer Hand, an der ein Finger fehlt, fühlte ich eine leere stelle, die schmerzte. Ich fühlte die Seiten meines Tagebuches und schrieb traurige Gedichte. Ich ging mit meinen Freundinnen ins Kino und eilte nach Hause, um zu sehen, ob jemand angerufen hatte. Und wenn ich ein Pärchen Hand in Hand vorübergehen sah, schaute ich weg.

Lyle muß gewußt haben, was geschehen war. Als er mich eines Tages vor dem Haus beim Kehren des Bürgersteigs traf, sagte er zu mir: „Kopf hoch, Jennie, du bist viel zu hübsch, um dich so zu grämen." Ich lächelte ihn dankbar an. „Warum kommst du mit deiner Mutter nicht wieder einmal mit Bill und mir zur Kirche?"

Wir gingen mit; und wieder war es mir, als sei ich heimgekehrt. Bald wurde es uns zur lieben Gewohnheit — am Sonntag die Sonntagsschule und die Abendmahlsversammlung, am Dienstag abends die GFV. Manchmal ging ich zusammen mit meiner Mutter zur Kirche, oder eine neu gewonnene Freundin aus der Kirche holte mich ab. Sehr oft ging ich auch mit Bill und Lyle. Für mich waren sie wie zwei Brüder, die ich mir schon immer gewünscht hatte.

Dies alles änderte sich jäh. Eines Sonntags im Mai wurde mir bewußt, daß ich schon seit Wochen nicht mehr an Roger gedacht hatte. Wenn ich den süßen Duft der Glyzinien roch oder ein Liebeslied im Radio hörte, dachte ich eigentlich immer an Lyle.

Es geschah völlig überraschend. Lyle war stets freundlich zu mir gewesen, mehr nicht. Nun fragte ich mich, ob er wohl dachte, ich würde Roger noch immer gern haben. War ich zu jung? Vielleicht hatte er schon eine Freundin.

Doch daran wollte ich nicht denken. Mein romantisches Herz war voller Träume. Ich nahm meine Träume mit zur Schule und von dort wieder mit nach Hause; und abends verfaßte ich in Gedanken Gedichte, während ich beim Abwaschen trödelte. Wenn ich frühmorgens spazierenging, war ich manchmal so voller Freude, daß sie wie Elektrizität durch Zehen und Fingerspitzen zur Entladung strebte.

An einem Samstagmorgen kam Lyle zum Briefkasten im Hausflur, als ich unsere Post holte. Er nahm die Briefe aus seinem Briefkasten.

Ich versuchte, meine Stimme beiläufig klingen zu lassen „Post von zu Hause, Lyle? Wahrscheinlich hat deine Freundin geschrieben."

„Natürlich, sie schreibt jede Woche", sagte er und blickte von dem Brief auf, den er gerade öffnete. Und dann sagte er mit breitem Grinsen: „Ich wußte gar nicht, daß es dich interessiert."

Meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich schluckte mühsam und konnte nicht sprechen. Lyle, der inzwischen den Brief gelesen hatte, schaute noch einmal auf, er lächelte noch immer. Dann wurde er ernst. Ich schlug die Augen nieder, aber es war zu spät. In diesem kurzen Augenblick hatte unser Herz gesprochen.

Er sagte ganz sanft: „Jennie, es tut mir leid. Ich habe es wirklich nicht gewußt." Er faßte unter mein zuckendes Kinn und hob es hoch. „Komm, Kleines, sei nicht traurig." Ich brachte ein schiefes Lächeln zustande und suchte krampfhaft nach einer leichten und scherzhaften Antwort, doch mir fiel nichts ein. Ich stand da, lächelte und schluchzte.

Er gab mir sein Taschentuch und schaute taktvoll zum Fenster hinaus, als ich mir die Augen trocknete. „Weißt du, Jennie, einer der schönsten Grundsätze des Evangeliums ist die ewige Ehe. Das ist mir mein Leben lang gelehrt worden. Schon vor meiner Missionszeit wußte ich, welches Mädchen ich einmal heiraten wollte. Du bist ihr sehr ähnlich."

Er wandte sich um und fuhr mir durchs Haar. „Ich hoffe nur, daß du dich der Kirche angeschlossen hast, bevor der gute Roger merkt, was er verloren hat." Er sagte es in leichtem Ton, doch in seinen Augen stand eine Frage.

Schließlich brachte ich doch eine Antwort zustande. „Einmal Missionar, immer Missionar." Wir lachten beide. Dann ging ich zurück in unsere Wohnung und Lyle ging die Treppe hinunter in sein Zimmer.

Es wäre so einfach gewesen, nicht mehr zur Kirche zu gehen. Lyle war immer so freundlich zu mir gewesen, und so hatten mich seine Worte mehr getroffen als die Rogers. Doch ich wußte, daß ich etwas sehr kostbares verlieren würde, wenn ich wegen Lyle — oder vielmehr aus Stolz — nicht mehr zur Kirche ginge.

So verstrichen die Tage. Ich schrieb in mein Tagebuch, denn es gingen mir vielerlei Gedanken durch den Kopf, und ich wollte sie festhalten und ordnen. Es dauerte eine Weile, doch schließlich erkannte ich, daß ich eigentlich nicht in Lyle verliebt gewesen war. Er glich einfach dem Mann, in den ich mich eines Tages gern verlieben würde. Über Roger war ich mir nicht im klaren. Manchmal dachte ich an ihn, doch so, als würde ich an eine frisch vernarbte Wunde rühren.

Eines Abends kam er. Es sah ihm ganz ähnlich, so zu tun, als sei alles zwischen uns so wie früher. Er kam samstags nach dem Abendessen und wollte mit mir

(Fortsetzung Seite 26)



Was wünschst du dir vom neuen Jahr?

WÜNSCHST DU DIR FRIEDEN?

Dann sei selbst friedfertig. Mache dein Heim zu einer Stätte der Ruhe und Ausgeglichenheit, wo weder Lärm noch Unordnung herrschen. „Meinen Frieden gebe ich euch", hat der Heiland gesagt. Nimm diese Gabe an und tue Seinen Willen, damit du Frieden erlangen kannst.

WÜNSCHST DU DIR FREUDE?

Dann laß deine Umwelt die Freude verspüren, die aus der Tugend und aus einem Leben nach den Geboten erwächst. „Menschen sind, daß sie Freude haben können". Nimm diese Gabe an und erkenne, was du tun mußt, damit dein Leben freudevoll wird.

WÜNSCHST DU DIR LIEBE?

Dann gib Liebe und sei liebenswert. Scheue dich nicht, deine Liebe in Wort und Tat zu bekunden. Vermehre deine Fähigkeit zu lieben, indem du anderen dienst. Nimm diese Gabe Gottes an, denn Er ist Liebe.

WÜNSCHST DU DIR MEHR ZEIT?

Dann lerne die wertvollen Stunden, Minuten und Sekunden weiser nutzen. Es liegt in unserer Hand, Zeit für die Verwirklichung all unserer Träume zu haben. Nutze diese Gabe der Zeit.

WÜNSCHST DU DIR MEHR MÖGLICHKEITEN?

Dann öffne deine Augen, und erkenne die Möglichkeiten, die dir am nächsten liegen. Wenn du dir persönlichen Fortschritt wünschst, dann erweitere dein Gesichtsfeld; schaffe dir die Möglichkeit zu lernen, zu beobachten und zu wachsen. Nutze diese Gabe, und arbeite an der Erfüllung deiner Wünsche.

Liebe Schwestern, es ist unser Wunsch und Gebet, daß das neue Jahr Ihnen allen das bringe, was Sie sich zu Ihrem Besten wünschen. Wir hoffen, daß Ihnen dieses neue Jahr Frieden, Freude, Liebe, Zeit und neue Möglichkeiten schenkt und daß all Ihre gerechten Wünsche in Erfüllung gehen. Der Vater im Himmel segne Sie.

Ihre Präsidentschaft
der Frauenhilfsvereinigung


Marianne C. Sharp


Belle S. Spafford


Louise W. Madsen

In der Küche des Pfahlversammlungshauses herrschte helle Aufregung, der Salat wollte nicht fest werden. Alles war bereit: köstliche Brötchen, halbiert und mit Thymian, Rosmarin und Oregano bestreut; Punsch aus Apfelsüßmost und Ginger Ale, auf dem als Krönung riesige tiefgekühlte Erdbeeren schwammen; Süßigkeiten, die auf der Zunge zergingen, und butterweiches Pekannuß-Zuckerwerk. Was aber nützten all die wunderbaren Köstlichkeiten, wenn in knapp zwei Stunden neunzig Schwestern zum Essen bereit waren und der Salat in Schüsseln serviert und mit Löffeln gegessen werden mußte.

„Der Salat ist nicht fest geworden." Die geflüsterten Worte hatten den Beiklang eines nationalen Unglücks. Dieses Essen war so wichtig. Der Pfahlausschuß der Frauenhilfsvereinigung gab das Essen im Anschluß an die letzte Leitungsversammlung des Jahres zu Ehren der Gemeindebeamtinnen und -lehrerinnen.

Not macht erfinderisch

VON HELEN HINCKLEY JONES

Der Salat sah herrlich aus. Er hatte eine delikate gelblich-rote Farbe und enthielt, wie jeder wußte, Köstlichkeiten wie kleine ganze Krabben, saure Sahne, gehackten Schnittlauch und andere Party-Leckerbissen. Doch wer eine der zwölf flachen Schüsseln schüttelte oder mit einem Messer die Konsistenz prüfen wollte, mußte betrübt zugeben: „Er ist nicht fest geworden."

Die Schwestern waren völlig verzweifelt. Mit einer Ausnahme waren sie alle ausgezeichnete Köchinnnen und nicht an Fehlschläge gewöhnt.

„Es ist wohl schon zu spät, um noch etwas Gelatine hinzuzufügen", meinte eine der Schwestern.

„Viel zu spät", bestätigte Inge.

„Warum schaffen wir ihn nicht schnell zu Hertha und stellen ihn in den Eisschrank?" fragte eine andere.

Eisblöcke waren sicherlich nicht sehr appetitanregend.

„Wir müssen etwas Salat und Thunfisch kaufen und einen schnellen Salat zubereiten", entschied Selma.

Etwas ängstlich und bescheiden meldete sich die Nichtköchin zu Wort. Sie war an Fehlschläge gewöhnt. Wenn ihre Dessertspeise nicht gelierte, machte sie Punsch daraus und servierte Gebäck dazu. Wenn die Eierspeise, der Pudding, die Tapioka oder der Sago nicht erstarren wollten, servierte sie sie als Soße zu abgetropften Pfirsichhälften aus der Dose. War der Kuchen zu feucht, dann schnitt sie ihn in Stücke und bestäubte diese mit Puderzucker; war er zu trocken, dann dämpfte sie ihn und servierte ihn zusammen mit Zitronensoße als Pudding. Wenn sie in den Braten schnitt. und feststellte, daß er noch nicht gar war, dann schnitt sie ihn in Scheiben, wendete jede Scheibe in Barbecue-Sauce und briet sie im Grill. Der nicht erstarrte Salat war für sie kein Grund zu Aufregung, er war noch nicht einmal eine echte Herausforderung.

„Kauft doch Kopfsalat, Wasserkresse und anderes gutaussehendes Grünzeug, das ihr im nächstgelegenen Geschäft findet. Dann hackt ihr es klein und mischt es untereinander und serviert diesen Salat als Beigabe", schlug sie vor.

„Wir nehmen an der Eröffnung teil und tun so, als sei nichts geschehen", sagte Inge. Und so geschah es auch. Während der Unterrichtszeit jedoch eilte eine der Schwestern hinaus, um das Grünzeug einzukaufen.

„Erzählt ja niemanden, was mit dem Salat passiert ist", bat Selma und nahm allen das Versprechen ab. Aber natürlich konnte so ein Geheimnis nicht gewahrt bleiben. „Das ist der beste Salat, den ich je gekostet habe", sagten die Schwestern. „Eine herrliche Salatsauce! Können wir das Rezept haben?"

„Nichts macht so erfolgreich wie der Erfolg", lautet ein altes Sprichwort. Ebensogut könnte man sagen: „Nichts schlägt so fehl wie ein Fehlschlag." Das stimmt jedoch nicht. Nichts fördert unsere Einfallskraft, unsere Fähigkeiten so sehr wie ein unerwarteter „mißlungener Salat". Kein Erfolg ist so schön wie einer, der aus einem drohenden Mißerfolg geboren worden ist. ○

DER kleine STERN

KINDERBEILAGE FÜR JANUAR 1969

Der Freundschaftsbringer

VON GAYLEENE DAUGHERTY



„Du mußt an deinem ersten Tag in der neuen Schule einen guten Eindruck machen", sagte U Tangs Mutter.

U Tang hielt die Hände hoch, damit seine Mutter prüfen konnte, ob sie sauber waren, und er ließ sich auch die Ohren nachsehen. Seine Mutter lächelte und gab ihm Papier und die Schreibfedern. U Tang griff nach dem kleinen Rechenbrett, das Onkel Tschu Li ihm geschenkt hatte, als er mit seiner Familie nach Amerika auswanderte. „Das ist dein Zauberstab in dem neuen Land", hatte der Onkel gesagt, „es wird dir helfen, neue Freunde zu gewinnen."

U Tang war sehr aufgeregt, als er sich der Schule näherte. Er hoffte, die anderen Kinder würden ihn gern haben und nett zu ihm sein. „Wenn du nett und freundlich bist, dann sind sie es auch", hatte der Vater am Morgen zu ihm gesagt.

U Tang wollte gerade den Weg zur Schule hinaufgehen, als ein blonder Junge, der etwa seine Größe hatte, einem Fußball nachlief. Er prallte mit voller Wucht auf U Tang und beide fielen hin.

Der blonde Junge stand auf. „Es tut mir leid. Hast du dir weh getan?"

„Guten Morgen", sagte U Tang und klopfte sich den Staub ab. „Nein", ich habe mir nicht weh getan."

„Ich heiße Tommy Hatcher", sagte der Junge und grinste. Dann half er U Tang das Papier einsammeln. „Bist du neu hier?"

„Ja. Ich bin heute zum erstenmal hier", entgegnete U Tang und hob sein Rechenbrett auf. „Ich heiße U Tang."

„Du, was ist das?" Tommy deutete auf das Rechenbrett.

„Das ist mein Abakus", erklärte U Tang. Er verstand nicht, warum Tommy nicht wußte, was es war.

„Wozu braucht man das?"

„Zum Rechnen" sagte U Tang. Wollte sich der blonde Junge über ihn lustig machen?

Tommy lachte. „Du machst Spaß! In welcher Klasse bist du?"

„Mein Vater hat gesagt, ich muß in die fünfte Klasse", sagte U Tang höflich. Er war etwas verwirrt, denn in Hongkong waren sie nicht nach Klassen oder Altersgruppen unterteilt gewesen.

„Ich gehe auch in die fünfte Klasse", grinst Tommy. „Komm mit, ich zeige dir unser Klassenzimmer."

„Danke."

Tommy lachte. „Ich bin auf Fräulein Wilsons Gesicht gespannt, wenn du ihr sagst, daß du mit dem Ding da rechnen willst."

Tommy führte U Tang einen langen Korridor entlang. „Hier ist unser Klassenzimmer." Er öffnete die Tür und führte U Tang nach vorn. „Fräulein Wilson, das ist U Tang, er ist neu hier."

Fräulein Wilson lächelte U Tang an. „Ich freue mich sehr, dich zu sehen", sagte sie.

In diesem Augenblick ertönte die Klingel, und Jungen und Mädchen stürmten herein.

„Kinder", sagte Fräulein Wilson, „setzt euch bitte ruhig hin. Ich möchte euch unseren neuen Schüler vorstellen."

Alle sahen auf U Tang und lächelten. Er fühlte sich sehr selbstbewußt, als er so vor der ganzen Klasse stand.

„Das ist U Tang, er kommt aus China." Fräulein Wilson lächelte ihm zu. „Ich bin sicher, daß es dir bei uns gefallen wird, und ich weiß, daß du uns viele interessante Dinge über China erzählen kannst."

Der Morgen verlief ganz gut, und U Tang fühlte sich schon ganz wohl. Wenn ihm jemand zulächelte, lächelte er zurück. Vater hatte recht, alle schienen so nett und freundlich. In der Pause standen die Kinder alle um ihn herum und stellten ihm viele Fragen; sie zeigten ihm auch ihr Lieblingsspiel.

Nach der Pause sagte Fräulein Wilson: „Wir haben jetzt Rechnen." Die Kinder holten ihre Rechenbücher hervor. U Tang legte sein Rechenbrett auf den Tisch; als er aufblickte, grinste Tommy ihn an. U Tang wunderte sich, warum er nicht sein Rechenbrett hervorholte, doch er lächelte Tommy nur zu und wandte seine Aufmerksamkeit Fräulein Wilson zu. Sie schrieb eine Aufgabe an die Tafel — 2679 x 86. U-Tang hatte die Lösung sehr bald gefunden und als Fräulein Wilson sich umdrehte, hob er die Hand.

„Ja, U Tang?"

„Die Lösung ist 230 394", sagte er.

Fräulein Wilson schaute ein wenig verwundert. „Ja, das stimmt. Wie hast du sie so schnell gefunden?" U Tang lächelte glücklich und hielt sein Rechenbrett hoch.

„Aber U Tang, hier darfst du damit nicht rechnen", sagte Fräulein Wilson.

Tommy lachte geradeheraus, und

die anderen Jungen und Mädchen stimmten mit ein. U Tang war sehr verstört; er dachte, sie lachten über ihn. Er griff nach seinem Rechenbrett und stürzte aus dem Klassenzimmer.

„U Tang, warte!" rief Fräulen Wilson. Doch U Tang lief aus der Schule und rannte, bis er sein Zuhause erreichte.

Seine Mutter sah erstaunt auf, als er eintrat. „Ist die Schule schon aus, U Tang?" Er hätte am liebsten geweint; doch er war zu alt, um vor seiner Mutter zu weinen. „In die Schule gehe ich nicht wieder!" schrie er und lief auf sein Zimmer.

Seine Mutter klopfte an die Tür. „U Tang, was ist los? Was ist geschehen?"

„O Mutter!" U Tang erzählte ihr, was geschehen war. „Es war schrecklich, alle haben über mich gelacht, auch die Lehrerin."

„Das ist bestimmt nur ein Mißverständnis", sagte seine Mutter töstend, „ich gehe morgen mit dir zur Schule und werde mit der Lehrerin sprechen. Es wird schon wieder gut werden."

Gegen Abend klopfte es. U Tang öffnete die Tür; vor ihm standen Frl. Wilson und Tommy Hatcher.

„Dürfen wir hereinkommen, U Tang?" fragte Fräulein Wilson.

U Tang wußte, daß er höflich zu ihnen sein mußte. „Kommen Sie bitte herein, ich werde meine Mutter rufen."

Er stellte seiner Mutter Fräulein Wilson und Tommy vor.

„U Tang, Tommy und ich möchten uns bei dir entschuldigen", sagte Frl. Wilson. „Ich war nicht ärgerlich, weil du dein Rechenbrett benutzt hast; ich war nur derart erstaunt, daß ich dann etwas Unüberlegtes gesagt habe."

„Mir tut es auch leid", sagte Tommy, „ich fand es nur lustig, daß du damit eine Rechenaufgabe gelöst hast." Er blickte U Tang in die Augen: „Ich wollte mich aber nicht über dich lustig machen oder dir weh tun, U Tang. Können wir nicht Freunde werden?"

U Tang senkte den Kopf. „Mir tut es auch leid. Meine Mutter hat gesagt, daß es nur ein Mißverständnis war, und sie hatte recht. Ich möchte sehr gern dein Freund sein, Tommy."

„U Tang", sagte Fräulein Wilson, „ich möchte, daß du mir einen Gefallen tust."

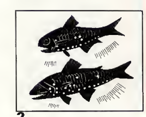
„Ja, bitte?"

„Die meisten Jungen und Mädchen in der Klasse haben noch nie ein Rechenbrett gesehen. Sie haben gelacht, weil sie erstaunt waren, wie schnell du damit arbeiten kannst. Bringst du es morgen mit zur Schule, damit du uns zeigen kannst, wie man damit rechnet?"

„Sehr gern", sagte U Tang und lächelte. Onkel Tschu Li hatte recht! Mein Rechenbrett hilft mir, Freunde zu gewinnen, dachte er und lächelte nochmals. ○

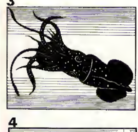


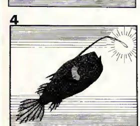

1


2

Lichter der Tiefe

VON JOAN ANDRÉ PORTER


3


4

Stellt euch vor, ihr fahrt mit einem riesigen Ozeandampfer über das Meer. Es ist spätabends, und Himmel und Meer sind sehr dunkel.

Plötzlich erstreckt sich meilenweit ein leuchtender Teppich über das Wasser. Manchmal blitzen auf der Meeresoberfläche auch helleuchtende blaue Funken, so als seien Sterne vom Himmel herabgefallen. Einige Augenblicke lang scheint der Dampfer in eine Wolke leuchtender Kugeln hineinzufahren.

Wohin ihr auch blickt, überall seht ihr Bänder, Teppiche, Wolken und Feuerräder aus weißem, blauem und grünem Licht. Dieses atemberaubende Licht, daß im Ozean herumwirbelt, ist so hell, daß man ein Buch dabei lesen kann.

Dieses Meereswunder ist kein Märchen, sondern Wirklichkeit. Hier ist die Erklärung dafür. Abertausende von Meerestieren können in ihrem Körper Licht erzeugen. Wenn sich bestimmte Substanzen in den Tieren mit dem Sauerstoff des Meerwassers verbinden, leuchten sie auf. Auf dem Land erzeugen die Glühwürmchen auf ähnliche Weise ihr Licht. Seltsamerweise ist das lebendige Licht der Glühwürmchen und auch der Meerestiere völlig kalt!

Die winzigsten Lichtquellen der Tiefe sind die Dinoflagellaten. Sie sind so winzig, daß man sie ohne Mikroskop nur sehen kann, wenn sie sich zu Millionen zusammendrängen und aufleuchten. Sie wirken dann wie eine Lichtwolke. Alle Dinoflagellaten haben kleine Geißeln, mit denen sie schwimmen. Einige der vielen verschiedenen Formen sind hier abgebildet. (Abb.1)

Einige Dinoflagellaten haben einen Panzer — eine hübsche und bizarre Schale, anderen fehlt dieser Panzer.

Genauso seltsam wie ihre Fähigkeit, Licht zu erzeugen, ist die Tatsache, daß die Wissenschaftler nicht eindeutig bestimmen können, ob es Pflanzen oder Tiere sind. Wir können sie uns als halb pflanzliche, halb tierische Lebewesen denken. Sie können wie die Pflanzen aus Sonnenlicht und Wasser Nahrung erzeugen; sie ernähren sich aber auch wie die Tiere von anderen Meerespflanzen.

In größeren Meerestiefen schießt der Laternenfisch hin und her. (Abb. 2)

Feiern diese etwa zehn Zentimeter langen malerischen Lebewesen ein Freudenfest? Man könnte es fast annehmen, denn sie erzeugen ein großartiges Feuerwerk. Mit seinen Leuchtorganen, die sich in einer Reihe über

den Körper erstrecken, kann der Laternenfisch seinen Weg erhellen. Diese wunderbaren Organe ähneln einer Laterne mit einem Reflektor. Man nimmt an, daß der Laternenfisch seine Leuchtorgane dazu benutzt, um den richtigen Partner zu finden und zu erkennen. Einige Fachleute sind der Ansicht, daß er mit seinem Licht wohl auch andere Meerestiere anlockt, die ihm eine wohlschmeckende Mahlzeit liefern. Wenn all seine Leuchtorgane aufleuchten, ist der Laternenfisch ein aufregender Anblick. Doch viele sind genauso schön, wenn die Leuchtorgane nicht leuchten. Ihr Körper schimmert in wunderschönen Farben: kupfern, silbrig, tiefblau, sogar rosa und grün.

Der Tintenfisch ist sicherlich kein schönes Tier. (Abb. 3)

Mit seinen zehn sich windenden langen „Armen" muß er für andere Meerestiere ein furchterregender Anblick sein. Viele Tintenfische, die in der Tiefsee leben, sind ungeheuer groß. Der längste, den man gefunden hat, maß knapp 17,5 m.

Wenn er sich vor Gefahren retten muß, verläßt sich der Tintenfisch meistens darauf, daß er sehr schnell schwimmen kann. Wenn das nichts hilft, hat er in seinen Tentakeln noch eine andere Abwehrwaffe — er stößt eine „Wolke" tintenartiger Flüssigkeit aus. Bei einigen Tintenfischen leuchtet diese Flüssigkeit so hell, daß der Feind geblendet, erschreckt und verwirrt wird.

Trägere Tintenfische, die nicht so schnell schwimmen können, müssen sich auf ihre Leuchtorgane verlassen, damit sie sich in der rauhen Meereswelt zurechtfinden. Anstatt nach Nahrung zu suchen, lagern sie sich an einem sicheren und gemütlichen Ort. Dann lassen sie ihre Leuchtorgane aufleuchten und warten. Bald werden kleine Meerestiere neugierig und schwimmen heran, um zu sehen, was es mit dem Licht auf sich hat. Dann ist für den trägen Tintenfisch das Mahl bereit!

Hat dieser dicke kleine Fisch vielleicht eine Angel? (Abb. 4)

Ja. Aus seinem Leib wächst nicht nur eine Angelrute; am Ende dieser Rute ist sogar ein Köder, der aufleuchtet. Kein Wunder, daß dieser Fisch Anglerfisch heißt, denn er fischt nach anderen Fischen. Das hin und her tanzende Leuchtorgan ist ein verlockender Köder für andere Fische. Sie halten es für einen leckeren Bissen.

Einige Anglerfischarten sind so gierig, daß sie Fische verschlingen, die größer sind als sie selbst. Eine Art soll sogar Enten und Seetaucher verschlingen, die auf dem Meer schwimmen.

In allen Weltmeeren verwandeln diese und viele andere Lichter der Tiefe — bestimmte Krabben, Quallen, Würmer — das Leben im Meer in ein seltsames, faszinierendes und leuchtendes Wunder. ○



Viertes Kapitel:

Der Räuber schlägt erneut zu!

Zusammenfassung:

Die drei jungen Detektive Danny, Pat und Pam finden heraus, daß Mr. Albright, dessen Schmetterlingssammlung aus dem Museum gestohlen wurde, in Wirklichkeit ein Gauner war. Außerdem erfahren sie, daß sein Vermögen von dreihunderttausend Dollar niemals gefunden wurde. Aus den Zeitungsausschnitten geht auch hervor, daß Albright an den Folgen eines Treppensturzes starb, der kein Unglücksfall war. Der Name „Morpho", den Albright vor seinem Tode noch nannte, konnte der stille Teilhaber und auch der Schmetterlingsräuber sein.

Um sich Zugang zu Albrights Haus zu verschaffen, bitten die drei Detektive Pams und Pats Vater, den Grundstücksmakler, um Erlaubnis, die Fenster zu putzen und die Möbel abzustauben. Mr. Benson, der gleich nebenan wohnt, läßt sie in das Haus und folgt ihnen von einem Zimmer zum anderen. Sie fragen ihn nach Mr. Morpho, doch er behauptet, er wisse nichts darüber.

Im Studierzimmer hängt das Bild eines prachtvollen blauen Schmetterlings, das Mr. Albright gemalt hat.

In den darauffolgenden Tagen blieb alles ruhig. Man hörte nichts mehr von dem Schmetterlingsräuber, und die Polizei gab auch nicht bekannt, daß sie jemanden festgenommen habe. Wahrscheinlich hatte sie also auch nichts herausgefunden.

Danny war darüber einesteils glücklich, denn er konnte sich auf seine Arbeit im Museum konzentrieren. Er hatte fleißig gearbeitet, und es lagen Hunderte von Schmetterlingen zum Präparieren bereit.

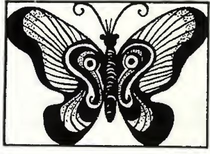
„Danny, würdest du wohl mitkommen und mir helfen, einige Kästen wegzuräumen?" fragte der Kurator.

„Ja gern", entgegnete Danny und griff nach seiner Jacke, die über der Stuhllehne hing.

Dr. Carstairs blieb an einem kleinen Tisch am Ende des Raumes stehen und hob die Zeitung auf, die jeden Tag von einem Zeitungsjungen gebracht wurde. Er überflog die Schlagzeilen und wurde blaß. „Ach du meine Güte", stieß er hervor, „schon wieder!"

Danny blickte in die Zeitung. Quer über die Titelseite stand es in großen schwarzen Lettern: „Schmetterlingsraub in Crestview".

Das Geheimnis des Schmetterlingsräubers



„Das muß der gleiche Gauner sein, der unsere gestohlen hat!" rief er aus.

Dr. Carstairs nickte stumm. „Lies es mir vor, mein Junge. Ich habe meine Brille nicht mit."

Danny las. Es wurde in kurzen Worten berichtet, daß, kurz nachdem das Crestview-Museum an diesem Morgen seine Pforten geöffnet hatte, ein Mann mit einer schwarzen Haube über dem Kopf in das Büro gestürmt war und das Personal mit einem Revolver bedroht hatte.

Der Räuber hatte mit dumpfer, knurrender Stimme sämtliche Schmetterlinge der Albright-Kollektion verlangt. Er hatte ungeduldig den Kopf geschüttelt, als die Damen ihm ihre Geldbörsen anboten und die Männer ihre Brieftaschen zückten. „Behalten Sie Ihr Geld", hatte er sie barsch angefahren, „ich will die Albright-Schmetterlinge!"

Als man ihm die Schmetterlinge ausgehändigt hatte, hatte der Räuber das Museumspersonal in den Keller getrieben und die Tür verriegelt und war mit seiner seltsamen Beute geflüchtet.

„Das ist alles, Sir", sagte Danny. „Meine Güte, er muß ja wirklich tollkühn sein. Ich frage mich, warum er nicht einfach bei Nacht eingedrungen ist, wie er es hier getan hat."

„Crestview ist moderner ausgestattet als wir", entgegnete Dr. Carstairs. „Es ist sehr gut abgesichert. Er hätte das Gelände nicht betreten können, ohne eine Alarmanlage auszulösen. Es graut mir bei dem Gedanken, daß er noch einmal bei uns einbrechen könnte. Jetzt bedroht er das Personal sogar mit einem Revolver! Was mag es wohl mit den Albright-Schmetterlingen auf sich haben, daß es ihn zu solchen Taten bewegt?"

Am darauffolgenden Tag, als jeder noch aufgeregt von dem dreisten, am hellichten Tag ausgeführten Raub im Crestview Museum sprach, gab es in diesem verwirrenden Fall eine neue Wendung. Die Schmetterlinge, die aus dem Brixton Museum geraubt worden waren, tauchten wieder auf! Man hatte sie ausgerechnet in einer Mülltonne am städtischen Schuttabladeplatz gefunden!

Polizeichef Martin rief Dr. Carstairs an und teilte ihm die Neuigkeit mit. Er fügte hinzu: „Ich lasse sie zum Museum bringen, wenn unser Labor sie auf Spuren untersucht hat. Einige scheinen in sehr schlechtem Zustand zu sein, doch vielleicht können Sie noch etwas damit anfangen."

„Das ist eine gute Nachricht", erwiderte Dr. Carstairs. „Ich meine, daß man sie gefunden hat. Ich hoffe, daß Sie anhand der Schmetterlinge den Täter finden können."

„Das hoffe ich auch", entgegnete Polizeichef Martin, „doch offen gesagt, ich bezweifle es. Der Täter ist sehr klug."

Danny war nicht im Museum, und so erfuhr er nichts von der neuesten Entwicklung der Dinge. Er hatte sich frei genommen.

Als Pat, Pam und Danny von ihrer Radtour zurückkehrten und die Außenbezirke von Brixton erreichten, fragte Pat: „Willst du noch kurz bei dem Museum halten?"

Danny nickte. „Das könnte ich. Wir müssen sowieso daran vorbei. Vielleicht hat Dr. Carstairs Arbeit für mich."

„Es ist noch früh", sagte Pam, „wirst du noch an den Schmetterlingen arbeiten können?"

„Gut, daß du es sagst", meinte Pat, „wie ist es Danny, können wir die helfen? Du wolltest doch Mr. Carstairs fragen, ob wir dir helfen dürfen."

„Ich habe es ganz vergessen", entschuldigte sich Danny, „doch ich werde ihn gleich jetzt fragen."

Als das Museum in Sicht kam, rief Pat plötzlich: „He, schaut mal, da steht ein Polizeiauto!"

„O weh", sagte Danny, „hoffentlich ist nicht schon wieder etwas passiert."

„Vielleicht ist es eine gute Nachricht", meinte Pam. „Vielleicht haben sie den Schmetterlingsräuber gefaßt und bringen ihn zum Tatort zurück."

Als die drei jungen Detektive vor dem Museum anhielten, wurden sie von Polizeichef Martin und Dr. Carstairs begrüßt. Danny fragte, was geschehen sei, und erfuhr, daß man die gestohlenen Schmetterlinge wiedergefunden habe.

Danny wußte nicht, was er sagen sollte; er konnte einfach keinen Gedanken fassen. Dieser Fall war nicht bloß ein Geheimnis; er war ein rätselhaftes Geheimnis!

Dr. Carstairs, Polizeichef Martin und die drei Freunde schauten einem Polizisten zu, der eine verbeulte alte Mülltonne aus dem Polizeiauto hob. Dr. Carstairs seufzte verzweifelt. „Es ist eine Schande! Warum sollte jemand Schmetterlinge stehlen, um sie dann nur wegzuwerfen? Das ist doch völlig unsinnig!"

„Das ist noch längst nicht alles", sagte der Polizeichef. „Ich habe sie im Labor auf Spuren untersuchen lassen."

„Haben sie etwas entdeckt?" unterbrach Danny ihn lebhaft.

Polizeichef Martin schüttelte den Kopf. „Nein. Aber wir haben das hier gefunden." Er zog einen Umschlag aus seiner Tasche, schüttete den Inhalt in seine Hand und hielt sie ihnen hin. Was dort in seiner geöffneten Hand lag, war einmal ein cremeweißer Schmetterling, doch jetzt sah es nach gar nichts aus.

„Nanu", rief Dr. Carstairs, „das sieht ja aus, als sei er verbrannt worden!"

„Ganz recht", nickte Polizeichef Martin, „er ist verbrannt worden. Sämtliche weißen, gelben oder hellfarbigen Schmetterlinge in dieser Mülltonne haben versengte Flügel. Einige sind so verbrannt wie dieser hier. Die dunkleren dagegen sind völlig unberührt. Was sagen Sie dazu?"

Dr. Carstairs schüttelte verwirrt den Kopf. „Ich kann es einfach nicht verstehen", sagte er. Er wandte sich zu Danny. „Nimm die Mülltonne mit hinein, Danny, und versuche zu retten, was noch zu retten ist." Er schüttelte erneut den Kopf. „Es ist eine Schande!"

Danny stellte in seinem Büro die Mülltonne neben den Arbeitstisch. Vorsichtig suchte er sich einen Schmetterling heraus, dessen cremeweiße Flügel rostfarbene Brandflecken zeigten.

Warum mochte wohl jemand einen Schmetterling versengen? Warum waren nur die hellfarbigen versengt und nicht die dunklen? Und warum hatte der Dieb sich die Mühe gemacht und sie in eine Mülltonne geworfen, wenn er sie ebensogut hätte verbrennen können? (Schluß folgt)

DER STERN

OFFIZIELLES ORGAN DER KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE
FÜR DIE DEUTSCHSPRACHIGEN PFÄHLE UND MISSIONEN

95. JAHRGANG

Jahresinhaltsverzeichnis 1969

I. Nach Autoren geordnet

P

R

S

Sch

St

T

II. Nach Überschriften geordnet

T

U

V

W

Z



DIE SONNTAGSSCHULE

Wie kann der Lehrer im Leben seiner Schüler eine Änderung bewirken?

VON CLARK D. WEBB

Vor fast zweitausend Jahren hat Jesus gesagt:
Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.
(Matth. 7:21)

David O. McKay hat im Jahre 1905 darüber geschrieben, wie man dem Schüler helfen kann, die Gedanken einer Lektion in die Tat umzusetzen. Er war zu dieser Zeit Ratgeber in der Sonntagsschulleitung des Weber-Pfahls. Er schrieb: „Es genügt nicht zu wissen, was gut ist, wir müssen Gutes tun." Dreiundsechzig Jahre später führt der Psychologe Victor B. Cline Beweise dafür an, daß das religiöse Verhalten einer beliebig herausgegriffenen Gruppe von Menschen (darunter auch Heilige der Letzten Tage) „fast keinerlei Beziehung" zu dem Grundsatz der christlichen Nächstenliebe aufweist, und er schreibt: „Daraus läßt sich gewiß entnehmen, daß wir als Lehrer völlig versagen, wenn das, was wir die Kinder und Erwachsenen lehren ..., nicht in die Tat umgesetzt wird oder wenn es nicht auf irgendeine Weise ihr Leben bessert."

Es ist klar, was diese Äußerungen besagen: Nicht die Kenntnis vom Evangelium erlöst uns, wir müssen vielmehr nach unserer Erkenntnis handeln. Sonntagsschullehrer, wie helft ihr der Klasse, ihrer Erkenntnis gemäß zu leben? Dieser Artikel zeigt einen konkreten Weg, wie ihr die Schüler auf „den Weg des Handelns" führen könnt, um mit Präsident McKays Worten zu sprechen.

Das Lernen erfolgt wohl meistens in drei deutlich erkennbaren Stufen: Erfahrung → Denken → Handeln. Das heißt: Zuerst haben wir bestimmte Sinneseindrücke — wir sehen, hören, riechen, kosten, ertasten, wir forschen und tragen Fakten zusammen — wir suchen. Dann durchdenken wir diese Erfahrungen — wir diskutieren darüber, wir wägen gegeneinander ab, wir suchen Rat, wir beten, wir setzen uns Ziele, hören auf göttliche Eingebung und sammeln geistige Werte — wir formen Gedanken. Schließlich und letztlich wenden wir die Gedanken und die gelernten Grundsätze an — wir ergreifen die Gelegenheit, das zu tun, was getan werden muß; wir tun es voller Begeisterung und halten uns zurück, wo es ratsam ist; wir tun das, was wir für recht und richtig halten —, wir handeln.

Wir müssen ganz besonderen Wert auf die dritte Stufe im Lernprozeß — die Anwendung — legen, denn dadurch helfen wir dem Schüler „den Willen des Vaters tun". Setzt euch nicht nur das Ziel, Kenntnis zu vermitteln, sondern richtet eure Lektion darauf aus, daß die Klasse ihr Wissen durch die Tat bezeugt. Oftmals glaubt der Lehrer, daß er dieses Ziel bereits verwirklicht und daß er seine Lehrmethode nicht zu ändern braucht. Wir wollen aber einige Sätze aus dem Mund des Lehrers vergleichen, die uns den Unterschied verdeutlichen zwischen der Lehrmethode, die auf eine Änderung des Wissens abzielt, und der Lehrmethode, die eine Änderung im Leben des Schülers bewirken soll. Der Lehrer beendet die Lektion — man beachte den Unterschied zwischen den beiden folgenden Lehrmethoden:

Änderung des Wissens	Änderung im Leben
1. „Brüder, wir müssen unseren Mitbrüdern im Kollegium helfen."	1. „Brüder, wir haben jetzt beschlossen, daß wir einander helfen wollen; welche konkreten Vorschläge können Sie machen?"
2. „Wir sollten alle das Familiengebet pflegen."	2. „Falls Sie noch nicht regelmäßig mit der Familie beten, wollen Sie gleich heute abend den ersten Schritt dazu tun? Wollen Sie heute abend mit der Familie beten?"
3. „Wir sehen also, daß Dienen einer der ersten Grundsätze des Evangeliums ist."	3. „Karl, was willst du in dieser Woche für jemand anders tun, um zu zeigen, daß du den Grundsatz des Dienens verstanden hast?"
4. „Ihr könnt also sehen, wie wichtig es ist, daß ihr den Eltern gehorcht."	4. „Erzählt mir, auf welche Weise wir den Eltern zeigen können, daß wir sie lieben. ... Jetzt wählt jeder von euch zwei Dinge aus, die er in der kommenden Woche tun will, um den Eltern zu zeigen, daß er sie liebt."

Die Lehrmethode, die darauf abzielt, dem Schüler bestimmte Kenntnisse zu vermitteln, benutzt das Wort fast ausschließlich dazu, daß der Schüler das gewünschte Verständnis erlangt. Wer dagegen eine Änderung im Leben des Schülers bewirken will, benutzt das Wort weniger, um Kenntnisse zu vermitteln, sondern um ihn zum Handeln anzuregen; er will die Klasse damit zur Tat bewegen. Die Tat ist die einzig sinnvolle Art des Lernens.

Wenn der Lehrer eine Änderung im Leben seiner Schüler bewirken will, muß er sich ernsthaft fragen: „Was wird derjenige tun, der den Gedanken, den ich der Klasse vermitteln möchte, wirklich ‚versteht'?" Das heißt: Was tut ein Heiliger der Letzten Tage, wenn er den Grundsatz des Gebets, der Buße, der Tempelehe, der Macht des Priestertums und alle anderen Evangeliumsgrundsätze „versteht", im Gegensatz zu einem, dem dieses Verständnis fehlt?

Es kann sehr nützlich sein, daß man dem Verhalten der Klasse so große Bedeutung beimißt. Man ist als Lehrer dann nicht so leicht geneigt zu glauben, daß der Schüler einen Grundsatz schon gelernt hat, weil er darüber sprechen kann. Wer über das Gebet oder den Gehorsam sprechen kann, muß deshalb noch lange nicht gebetsvoll oder gehorsam sein. Worte sind nur Symbole, die für eine bestimmte Wirklichkeit stehen; was die Lehren der Kirche anbelangt, so sind Worte niemals die Wirklichkeit selbst.

Unsere Religion ist nicht einfach irgendeine Idee; sie ist ein Weg.

Im nächsten Monat werden wir zeigen, wie der Lehrer für seine Lektion Ziele festlegen kann, die dazu führen, daß die Schüler nach dem Evangelium leben. ○

Abendmahlsspruch für Januar

Sonntagsschule

„Dies ist mein Werk und meine Herrlichkeit — die Unsterblichkeit und das ewige Leben des Menschen zustande zu bringen."

(Moses 1:39)

Junior-Sonntagsschule

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." (Matth. 22:39)



Schriftstellen für das gemeinsame Aufsagen am 2. Februar 1969

Während der Monate Dezember 1968 und Januar 1969 sollen die folgenden Schriftstellen von den Schülern in Kursus 12 und 18 auswendig gelernt werden. Am 2. Februar 1969 sollen sie die Schriftstellen während des Gottesdienstteils der Sonntagschule in ihrer Klasse gemeinsam aufsagen.

Kursus 12:

(In dieser Schriftstelle erinnert uns Johannes daran, daß wir Gottes Kinder sind. Wenn wir Seinem Weg folgen, werden wir eines Tages auferstanden und verherrlicht in die Gegenwart unseres himmlischen Vaters zurückkehren.

„Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder; und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist. (1. Joh. 3:2)

Kursus 18:

(In dieser Schriftstelle sagt uns Jesus, daß wir als Kinder des himmlischen Vaters in unserem Denken und Tun Gott gleich werden können und müssen.)

„Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. (Matth. 5:48.)



Das Sportprogramm der GFV

Die Kirche lehrt, daß wir ausgeglichen leben sollen. Zu dieser Ausgeglichenheit gehören als wichtiger Faktor sicherlich auch Entspannung und körperliche Entwicklung durch den Sport. Es wird auch sehr großer Wert auf das sportliche Verhalten der Mannschaft wie des einzelnen bei organisierten Wettkämpfen gelegt.

Alljährlich finden in Salt Lake City Wettkämpfe für die jungen Männer aus allen Gebieten der Kirche statt. Es werden Wettkämpfe in Softball, Baseball, Basketball, Volleyball und Golf ausgetragen, und Spieler aus vielen Ländern haben schon daran teilgenommen.

Damit eines der wichtigen Ziele der GFV erfüllt werden kann, nämlich geistige Entspannung für die Mitglieder, finden in allen Teilen der Welt organisierte Wettkämpfe statt. Wenn eine neue GFV organisiert wird, sollen in ihr auch Wettkämpfe in den wichtigsten Sportarten des betreffenden Landes vorgesehen werden.

Man hat in den vergangenen Jahren Untersuchungen durchgeführt, die ergeben haben, daß durch das Sportprogramm der Kirche jährlich etwa 1000 neue Mitglieder gewonnen und ungefähr 2000 untätige Mitglieder wieder zur Kirche zurückgeführt werden. Nichtmitglieder werden zur Kirche bekehrt, weil sie von dem Verhalten und der Geistigkeit der jungen Männer der Kirche, mit denen sie zusammentreffen, beeindruckt sind. Jede Mannschaft, jeder einzelne untersteht strengen sportlichen Regeln; und von den Trainern und Offiziellen erwartet man, daß sie sich vorbildlich verhalten.

In der vergangenen Saison haben allein im Basketballprogramm etwa 2000 Mannschaften mit ungefähr 20000 Spielern teilgenommen.







Es folgt ein Auszug aus einem Brief, den ein Pfahlpräsident über das Basketball-Turnier der Kirche geschrieben hat:

„Ihr hättet ein großes geistiges Erlebnis erfahren, wenn ihr mit uns im Ankleideraum gewesen wärt, nachdem unsere Mannschaft am Freitagabend das Meisterschaftsspiel verloren hat. Die Jungen waren natürlich enttäuscht, doch sie waren nicht verbittert und es wurden keinerlei Vorwürfe laut. Sie waren nur sehr dankbar, daß sie als Freunde eine so herrliche Zeit miteinander verleben und ihre Gemeinde, ihren Pfahl in dem Turnier vertreten durften. Der Trainer sagte: ‚Jungs, wir haben gegen eine großartige Mannschaft verloren. Ihr habt gut gespielt. Wir können dankbar sein, daß es so schön war, daß wir Freundschaften schließen konnten und daß wir zusammen spielen und an diesem Turnier teilnehmen durften.' Wir haben jedes Spiel mit einem Gebet begonnen und den Herrn gebeten, Er möge uns helfen, damit wir unser Bestes geben und faire und gute Gegner sein würden, und der Herr hat uns gesegnet."

Um das Sportprogramm der GFV in Gang zu bringen, bedarf es nur eines interessierten und begeisterten GFV-Leiters. Im Hauptausschuß der GFVJM gibt es ein Sportkomitee, das bereitwillig seine Unterstützung anbietet, wenn irgendwo eine Organisation zur Durchführung des Sportprogramms gegründet werden soll. Das Komitee stellt auch die Spielregeln für jede beliebige Sportart zur Verfügung. Es hat bereits Grundsatzregeln, Richtlinien und Verfahren für die Einführung und die Durchführung des Programms ausgearbeitet. Ein Überblick wird auf Wunsch an jeden Pfahl- oder Missionsbeauftragten gesandt. Dieses Programm gibt jedem Gelegenheit, an Wettkämpfen teilzunehmen und zu erfahren, welch herrliches Erlebnis dies ist. Man braucht dazu nicht sehr groß, sehr kräftig oder sehr gut zu sein, man muß auch nicht ein Mitglied der Kirche sein.

Ein im Sport sehr bekannter Mann in den Vereinigten Staaten hat über das Sportprogramm der Kirche folgendes gesagt: „In keiner Liga, die wir vertreten, sind die Sportler so höflich und wohlerzogen."

Junge Männer, die scheinbar wenig Interesse an der Religion haben, können durch den Sport vielleicht zur Kirche hingezogen werden. Indem man ihnen das bietet, was sie sich wünschen, erkennen sie vielleicht, was sie für ein wirklich glückliches Leben brauchen.

Dieses Programm kann dazu beitragen, daß der junge Mann ein tätiges Mitglied bleibt. Es kann ihm helfen, ein starkes Zeugnis zu erlangen. Es kann ihn in dem Wunsch bestärken, rechtschaffen zu leben. ○



Nach der Wahrheit leben

VON STEPHEN R. COVEY,
ehemaliger Präsident der Irischen Mission



Während meiner Missionszeit in Irland habe ich immer wieder die eine einfache, machtvolle Wahrheit über das Zeugnis erfahren:
Man erlangt nur in dem Maße Kenntnis von der Wahrheit, wie man ihr treu ist.

Erkenntnis über die Göttlichkeit Jesu Christi läßt sich nicht auf die übliche Art und Weise erlangen. Hier handelt es sich nicht in erster Linie um die Aneignung von Wissen, um Logik und eine verstandesmäßige Beweisführung, um Beweise aus den heiligen Schriften oder um geschichtliche Beweise. Die Wahrheit mit dem Intellekt ergründen zu wollen ist ein armseliger Ersatz; wir müssen danach leben, wenn wir die Erkenntnis erlangen wollen, nach der wir trachten. In diesem Fall ist nämlich eine völlig andere Art des Lernens erforderlich, und der Grundsatz lautet:

Wir können keine Erkenntnis über den Herrn erlangen, indem wir einfach nach der Wahrheit suchen; wir müssen vielmehr nach der Wahrheit leben. Wir finden diese Wahrheit nur, indem wir sie in unser Leben einbauen.

ES IST UNSERE PFLICHT

Der Vater hat verheißen, daß jeder, der dazu bereit ist, durch den Heiligen Geist Zeugnis von der Göttlichkeit Seines Sohnes erlangt. Folglich ist es unsere *Pflicht*, uns darauf vorzubereiten. Nicht der Herr muß sich entschließen, es uns kundzutun. Wir müssen uns vielmehr ändern und uns vorbereiten, damit wir das Zeugnis erlangen können, das Er uns verheißen hat.

Wenn wir genau verstehen, daß der Herr gesagt hat: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege." (Jes. 55:8), daß „niemand (weiß), was in Gott ist, als allein der Geist Gottes" (1. Kor. 2:11), und „wenn jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei" (Joh. 7:17), dann suchen wir den Schlüssel dazu in uns selbst. Wir fragen uns: „Wie ernst ist es mir? Will ich die Wahrheit wirklich wissen? Bin ich bereit, den Preis zu zahlen und alles zu tun, was notwendig ist, damit ich vorbereitet bin? Bin ich bereit, zu lernen, zu beten, Buße zu tun und zu dienen?"

Viele stellen dann fest, daß sie nicht an Christus zweifeln und auch nicht an den Propheten, die von Ihm zeugen. Sie sind in sich gegangen und haben erkannt, daß sie *nicht den Herrn* dafür verantwortlich machen können, daß sie kein Zeugnis empfangen. Sie bezweifeln nämlich, daß sie fähig sind, sich vorzubereiten. Sie spüren, daß das Hindernis *in ihnen selbst* liegt und daß sie selbst zu schwach sind.

Ein Untersucher hat einmal geschrieben: „Ich war nicht sicher, ob ich das Rauchen aufgeben konnte oder wollte." Auch andere gestehen sich ehrlich ein, daß die eigentliche Schwierigkeit in ihnen selbst liegt — vielleicht ist es geistige Überheblichkeit oder Sinnlichkeit, vielleicht sind es materialistische Wünsche oder Heuchelei. Sie erkennen, daß sie kein Zeugnis von der Göttlichkeit Christi erlangt haben, „weil ihre Herzen so auf die *Dinge dieser Welt* gerichtet sind und sie so sehr *nach Menschenehren trachten*, daß sie diese eine Aufgabe nicht lernen: ... daß die Mächte des Himmels ... nur nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit beherrscht und gebraucht werden können." (LuB 121:35, 36)

WIR MÜSSEN UNS ÄNDERN

Viele Menschen lieben diesen Grundsatz nicht, denn sehr oft verlangt er sehr schmerzliche Eingeständnisse von uns. Es kostet auch viel Mühe, sich zu ändern. Doch es führt kein Weg an diesen Eingeständnissen und Mühen vorbei. Es genügt auch nicht, Wissen zu erlangen und im Grunde derselbe zu bleiben. Wer das Zeugnis von der Göttlichkeit Christi erlangen will, *muß sich ändern.*

Dieser Grundsatz bedrohte zu Lebzeiten des Heilands die stolzen Hoffnungen der Juden. Sie erwarteten einen politisch mächtigen Messias, der es auf sich nehmen

würde, die Welt zu ändern, so daß sie selbst sich nicht zu ändern brauchten. Sie dachten, sie fänden ewiges Leben, wenn sie eifrig in der Schrift suchten, doch Christus hat ihnen diese eine „harte", unumstößliche Lehre erteilt: daß selbst die Schrift über die bloßen Worte hinaus darauf verweist, daß die Menschen zu Ihm kommen müssen, daß sie Ihm nachfolgen müssen. Die Schrift ist es, so hat Jesus gesagt, „die von *mir* zeuget. Aber doch wollt ihr nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben hättet." (Joh. 5:39, 40)

UNSER GEWISSEN

Wir kommen zu Christus nur zu Seinen Bedingungen. Der Herr hat diese Bedingungen selbst genannt, als Er auf Erden weilte; Er hat sie danach durch die Propheten verkündet. Er hat unter anderm gesagt, daß es nicht genügt, nur in der Schrift zu lesen; wir müssen lebendigen Kontakt mit dem Geist Christi haben. Die Verbindung zu dem Geist Christi ist unser Gewissen

Wie befragt man nun sein Gewissen? Du kannst dich gleich jetzt ehrlich fragen: Was muß ich tun, damit ich näher zum Heiland komme? Dann mußt du lauschen. Du mußt in dich gehen, eine Stimme hören, die zu dir spricht; es ist die sanfte, leise Stimme des Gewissens. Du hörst sie nicht im Ohr; aber du fühlst sie innerlich — tief im Innern — im Herzen. Diese Stimme wird dir sagen, was du tun mußt, damit du näher zum Herrn kommst. Du erkennst Taten, für die du Buße tun mußt; du erkennst, gegen wen du freundlicher sein mußt, wen du um Vergebung bitten mußt, du findest Gewohnheiten, die du ablegen, und Tugenden, die du entwickeln mußt. Was dein Gewissen dir sagt, das ist deine Formel für ein *lebendiges, starkes Zeugnis von Jesus Christus.*

WIR HÖREN NICHT!

Der Herr versucht vielleicht, zu uns zu sprechen, doch wir verhärten unser Herz gegen Ihn, genau so, wie Nephi es uns von Laman und Lemuel berichtet: „Ihr habt seine Stimme von Zeit zu Zeit gehört . . . aber ihr hattet kein Gefühl mehr dafür und konntet seine Worte nicht hören." (1. Ne. 17:45)

Wir bleiben innerlich unbeteiligt. Unsere Gebete sind dann wie Einbahnstraßen, wir sprechen sie mechanisch, rituell, aus Pflichtgefühl und nicht aus echtem Bedürfnis. „Sie nahen sich mir mit ihren Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir." Kein Wunder, daß viele von uns den Glauben an das Gebet verlieren: wir erhalten keine Antwort, wir haben nicht die Verbindung zum Herrn, die in beiden Richtungen verläuft. Wir hören nicht.

Wir müssen versuchen, im Gebet auch zu *hören.* Wenn wir um eine bestimmte Segnung bitten, dann wollen wir im Herzen still lauschen, damit wir das Gesetz verstehen, auf das diese Segnung bedingt ist. (Siehe LuB 130:20, 21.) Und wenn wir im Herzen die Antwort vernehmen, dann wollen wir sie sorgsam abwägen und uns selbst ehrlich prüfen, ob wir gewillt sind, dieses Gesetz zu befolgen. Wenn ja, dann wollen wir dem Herrn antworten und Ihm versprechen, daß wir gehorsam sein wollen. Wenn nicht, dann wollen wir nicht um die Segnung bitten. Wir können nicht erwarten, ein lebendiges Zeugnis von Christus zu erlangen, wenn wir nicht gewillt sind, uns dessen würdig zu erweisen.

Irret euch nicht! Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten. (Gal. 6:7)

EIN LEBENDIGES ZEUGNIS

Wenige Dinge fördern die ehrliche Selbsterkenntnis und Demut so sehr wie ein aufrichtiges Gebet, bei dem wir nicht nur sprechen, sondern auch hören. Es bringt uns in lebendigen Kontakt mit dem Licht und Geist Christi. In dieser Haltung vollkommener Aufrichtigkeit, Demut, Erwartung und Hingabe können wir wirklich den Heiligen Geist als Führer und Begleiter bei uns haben; und Er wird uns Zeugnis geben von der Göttlichkeit Jesu Christi.

Wir können noch so intelligent und gescheit sein: Wenn wir nicht wirklich den Geist Gottes verspürt haben, dann wissen wir über Christus nicht mehr als der Blindgeborene über das Licht und das Sehen, auch wenn er die Anatomie des Auges oder die Eigenschaften des Lichtes noch so gewandt beschreiben kann.

Dieses persönliche Zeugnis ist also etwas Lebendiges. Es ist nicht von anderen entlehnt und auch keine Erinnerung an vergangene Geistigkeit.

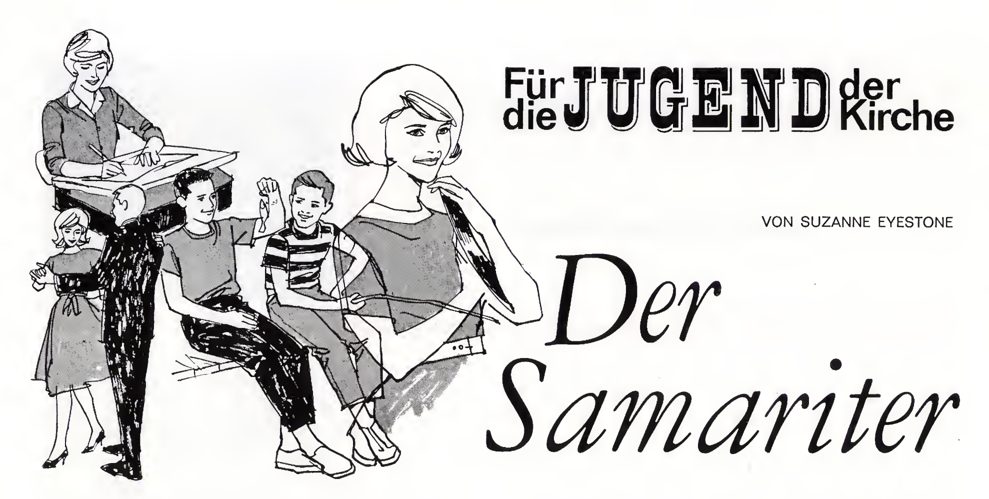
Es ist vielmehr eine Quelle „lebendigen Wassers" (Joh. 4:10); und sie entspringt täglichen, wirklichen Erfahrungen, die man durch aufrichtiges Gebet, Studium, Buße, Versprechen, Gehorsam und Dienen erlangt — und man erlangt sie, wenn man den machtvollen Grundsatz befolgt, daß man alles „mit festem Vorsatz" tut. (Siehe Moroni 10: 4-5.)

Christus zu erkennen heißt: Sich ständig darum bemühen, Ihm gleich zu sein, an Seinem göttlichen Wesen teilzuhaben. (Siehe 2. Petrus 1:3-8.) Diese Erkenntnis und ein so geartetes Leben machen uns für das ewige Leben bereit. (Siehe Joh. 17:3.) ○

Gotthold Ephraim Lessing:

1729 — 1781; Kritiker, Dichter und Bahnbrecher der deutschen Literatur.

„So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gedient sei, und die Vernunft hat glücklich genug gegen die törichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal voraus zu wissen, in diesem Leben, geeifert. Wann wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal im nächsten Leben zu wissen, ebenso verdächtig, ebenso lächerlich zu machen? . . . Über die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Toren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht ebenso ruhig abwarten wie einen künftigen Tag?"



VON SUZANNE EYESTONE

Der Samariter

Es war einer jener Spätherbsttage mit plötzlichem Frosteinbruch. Es war Sonntagmorgen, und ich war zeitig zur Kirche aufgebrochen. Ich fuhr vorsichtig und wich den eisglatten Stellen auf der Straße aus. Im Wagen wurde es warm, und ich sang fröhlich zum Rhythmus des Motors, der anders als sonst klopfte und spuckte. Mein Atem zauberte zarte Eisblumen auf der Windschutzscheibe.

Erst als ich bei einer roten Ampel halten mußte, sah ich vorn aus dem Wagen dicke Wolken aufsteigen.

„Oje", dachte ich, „jetzt ist es aus."

Ich lenkte den Wagen an den Bordstein, zog den Zündschlüssel ab und stieg aus. Ich öffnete die Motorhaube und starrte auf den Motor. Ich wußte nur, wie man den Kühlerverschluß öffnet, denn ich hatte Vater mehrmals dabei zugesehen.

Der Verschluß war heiß, und ich verbrannte mir die Finger, als ich ihn aufschraubte. Ich schleuderte ihn weg, so schnell es ging. Dampf und heißes Wasser zischten heraus und hätten mir fast das Handgelenk verbrüht. Sie bildeten noch mehr weiße Wolken in der kalten Luft.

„Nein, nein!" Von neuem überfiel mich Angst; Tränen traten mir in die Augen und rannen mir übers Gesicht.

Die vorbeifahrenden Wagen verlangsamten ihre Fahrt, und die Insassen starrten herüber. Auch die Sonntagsspaziergänger schauten zu mir hin, als sie vorbeigingen, die Hände tief in den Taschen vergraben.

„Nein, nein!" Immer und immer wieder sagte ich schluchzend die gleichen Worte, stieg in den Wagen und barg den Kopf in den Händen. Die Kirche mußte warten, es ging ja nicht weiter.

Einige Minuten später klopfte jemand gegen die Scheibe.

„Brauchen Sie Hilfe?"

„Ja, ja!" Ich nickte dankbar und erleichtert.

Ein Jugendlicher blickte durch die Scheibe. Lange blonde Haare hingen ihm um das Gesicht und fast bis in die Augen. Er fröstelte ein wenig und knöpfte mit mageren Fingern eine grellrote Schuljacke zu. Ein Paar Blue Jeans und verzierte Cowboystiefel vervollständigten sein Äußeres.

„Ich weiß nicht, was los ist", erklärte ich ihm und kletterte aus dem Wagen. „Der Motor fing plötzlich an zu dampfen."

Er beugte sich unter die Motorhaube und befühlte den Kühler.

„Wohin solls gehen?" fragte er, wischte sich die Hände an seiner Hose ab und musterte meine rotgeränderten Augen und mein tränennasses Gesicht.

„Zur Kirche", antwortete ich, „ich soll im Chor mitsingen."

Bei dem Wort „Kirche" hob er leicht die Brauen und lächelte.

„Anscheinend ist nur der Kühler zugefroren, nichts weiter." Er schaute nochmals unter die Haube.

„Das Wasser konnte nicht durch, und so hat es sich erhitzt und ist übergekocht." Er suchte noch ein wenig herum; dann richtete er sich auf und sah mich an.

„Ich glaube, es genügt, wenn wir einige Minuten lang eine Decke über den Kühler legen und etwas Wasser nachfüllen, dann müßte alles wieder in Ordnung sein."

Er nahm eine Decke aus seinem grellfarbigen Wagen neuester Bauart und bedeckte damit sorgfältig den Kühler und die Motorhaube.

„Einige Straßen weiter ist eine Tankstelle, ich werde dort etwas Wasser holen. Es dauert nicht lange."

Er stieg in seinen Wagen, gab Gas und brauste um die Ecke, daß die Reifen quietschten.

Nicht lange, und er kam zurück und goß aus einem Kanister Wasser in den Kühler. Er wartete, während ich den Wagen startete, und fuhr dann hinter mir her, bis ich die Kirche erreichte. Dann hupte er einmal, winkte mir zu und verschwand.

„He! Einen Augenblick!" rief ich hinter ihm her, denn ich wurde mir bewußt, daß ich ihm nicht einmal gedankt hatte. — Aber wie dankt man einem guten Samariter?

Ein Liebeswerk



„Wenn man den Propheten David O. McKay liebt und verehrt — und der Lehrer, Edwin L. Kamauoha, hat eine ausgezeichnete Idee, wie man diese Liebe und Verehrung bezeugen kann — dann ist man natürlich mit großem Eifer dabei."

Das sagen die vierzig Schüler und Schülerinnen der Schule in Apia, West-Samoa. Sie haben sich um ihren Lehrer versammelt und sich vorgenommen, das Gebiet bei McKay-Falls zu verschönern. Man hat dort einen „Fale" errichtet und nach Präsident McKay benannt. George R. Hill jun., Ratgeber in der Superintendentschaft der GFVJM, hat das Gebiet besucht und vereinbart, daß vom Festland eine Bronzeplatte dorthin gesandt wird. Die Jungen haben einen Weg zu einem Teich in dem Erholungsgebiet angelegt. Sie haben den Weg bis nach McKay-Falls ausgebessert, so daß die vielen Besucher, die hierher kommen, jetzt sicher darauf gehen können. Die Mädchen haben Taro angepflanzt und Steine zusammengetragen, die zerkleinert und zum Bau eines trockenen, sicheren Weges in diesem grünenden, schönen und heiligen Fleckchen Erde verwendet werden sollen.













Wie zwei neu Bekehrte die Kirche sehen

VON EDWARD PRUYN
Bruder Edward Pruyn war Bibliothekar in der Gemeinde Trenton, New Jersey; er verstarb im vergangenen Jahr.



Seit wir der Kirche angehören, hat es in unserem Leben viele auffällige Veränderungen gegeben — davon sind einige, vielleicht sogar die meisten, jedoch nur für uns selbst bemerkenswert. Die wichtigste Veränderung ist wohl, daß wir einen Frieden und eine Zufriedenheit erlangt haben, wie wir sie nie zuvor gekannt haben. Zuerst gebrauchten wir nur zögernd die Worte Bruder und Schwester, wenn wir mit anderen Mitgliedern der Gemeinde sprachen. Als wir dann später im Tempel waren und dort für Zeit und Ewigkeit gesiegelt wurden, haben wir erkannt, was die Worte Bruder und Schwester wirklich bedeuten. Alle, die an diesem Tag mit uns im Tempel waren, haben alle persönlichen Belange zurückgestellt, um uns, die wir doch fremd waren, zu helfen.

Zwei Monate nach unserer Rückkehr vom Tempel hatte ich einen schweren Herzanfall. Die Brüder und Schwestern aus unserer Gemeinde boten alle ihre Hilfe an: Sie mähten den Rasen, strichen das Haus, halfen bei der Hausarbeit und kochten für uns. Sie gaben uns das Gefühl, daß wir zu einer geschwisterlichen Gemeinschaft gehörten, deren Zusammengehörigkeit keine Grenzen kannte, und diese Zusammengehörigkeit äußerte sich auf sehr reale und fühlbare Art und Weise.

Unser Denken hat sich auch in anderer Hinsicht geändert: Wir kennen einen Mann, der eine technische Ausbildung hat und dessen Fähigkeiten sehr gesucht sind. Er ist jedoch dem Alkohol verfallen und hat niedere Arbeit angenommen, damit er seine Trunksucht befriedigen kann. Zuerst begegneten wir ihm mit Abscheu und stießen uns an seiner Gegenwart, wenn wir auf irgendeiner Gesellschaft mit ihm zusammentrafen. Jetzt sagen wir uns: Hier ist ein Mensch, der Hilfe braucht. Wie können wir ihm helfen? Für uns ist das eine radikale Sinnesänderung.

Wir haben auch festgestellt, wie wirksam das Gebet sein kann; und wir wissen, daß es am wirksamsten ist, wenn man für einen andern betet. Das sind nur einige Dinge, die wir gelernt haben, seit wir der Kirche angehören — sie lassen sich nicht durch Bücher beweisen oder im Reagenzglas, aber wir wissen, daß sie wahr sind.

Mein Herzanfall war eine echte Prüfung für unseren Glauben. Wir wußten beide, was während des Anfalls

geschah. In den wenigen Minuten vor dem Eintreffen des Krankenwagens sprachen wir miteinander, und wir waren uns darin einig, daß wir sehr gesegnet waren. Wir waren einander für Zeit und Ewigkeit angetraut, und wir wußten, wenn wir getrennt werden sollten, dann wäre es nur für kurze Zeit.

Im Krankenhaus hatten wir dann oft Gelegenheit, andern Patienten zu erklären, warum wir glücklich und zufrieden seien. Eines Tages erzählte mir ein katholischer Priester, der regelmäßig Patienten besuchte, daß er in Salt Lake City gewesen sei und sich den Tempelplatz angesehen habe. Er befragte mich über unser Missionarsprogramm: Wer auf Mission geschickt würde und nach welchen Gesichtspunkten man die Missionare auswählte. Er war erstaunt, als ich ihm sagte, daß die meisten Missionare für ihre Mission sparen und daß sie von der Kirche finanziell nicht unterstützt werden.

Es ist schwer, all das aufzuzählen, was die Kirche für uns bedeutet. Wir beneiden alle, die von Geburt an Mormonen sind; doch wir sind auch froh, daß wir zu den Bekehrten zählen: Haben wir doch gesehen und erfahren, wie wenig die andere Seite zu bieten hat.

Wir waren uns nicht bewußt, daß wir die Kirche gesucht haben. Wir fanden sie beinah durch Zufall, als wir uns den Film im Mormonenpavillon auf der New Yorker Weltausstellung ansahen. Im Grunde waren meine Frau Roseann und ich ein Ehepaar wie jedes andere, vielleicht mit dem Unterschied, daß wir ungewöhnlich wißbegierig sind. Wie andere, so wollten auch wir die Antwort auf die drei Fragen wissen: Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Warum sind wir hier? Wir sind sicher, daß alle Menschen sich diese Fragen in der einen oder anderen Form stellen. In vielen Fällen werden diese Fragen nicht laut gestellt, und so war es auch bei uns; doch wir hatten im stillen schon oftmals danach gefragt.

Der Film auf der Weltausstellung lenkte unsere Aufmerksamkeit auf diese Fragen. Als wir nach einer halben Stunde den Pavillon wieder verließen, fragten wir uns, ob wir die Botschaft glauben konnten, die uns der Film verkündet hatte. Wir kamen zu dem Schluß, daß wir die Botschaft nicht nur glauben konnten — es wäre ein wunderbarer Glauben —, sondern wir entschieden, daß wir sie glauben mußten. Wir hatten uns in die Besucherliste im Pavillon eingetragen, und als uns dann die Missionare in der Folgezeit besuchten, erfuhren wir mehr über die Botschaft, welche die Kirche der Welt verkündet. Am 19. September 1964 ließen wir uns taufen.

Wie stehen unsere Nachbarn zu uns Heiligen der Letzten Tage? Wir leben in einer kosmopolitischen Gegend, und es wird selten über Religion gesprochen. Wir haben jedoch nie verheimlicht, daß wir der Kirche angehören; und unsere Nachbarn sind erstaunt, daß wir freiwillig einer Kirche beigetreten sind, die eine so strikte Haltung gegen Kaffee, Tee, Tabak und Alkohol einnimmt. In unserer Gegend werden diese vier Genußmittel in großen Mengen verbraucht, sie sind bei nachbarlichen Zusammenkünften schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Doch unsere Nachbarn akzeptieren uns und unseren Glauben, und an ihrer Freundschaft und ihrem nachbarlichen Interesse hat sich nichts geändert.

Wir sind stolz darauf, daß wir Mitglieder der Kirche sind; und wir sind ebenso stolz auf das Erbe, das uns durch diese Mitgliedschaft zuteil wird. Wir haben die Geschichte der Kirche verfolgt und wir wissen, was andere für das Evangelium hingegeben haben. Wir dürfen dieses Erbe und diese Verpflichtung nicht leicht nehmen.

Als die Bischofschaft davon überzeugt war, daß unser Zeugnis stark und fest genug war, um Pflichten zu übernehmen, erhielten wir Ämter in der Kirche. Meiner Frau wurde zuerst die Verwaltung der Leihbücherei der Sonntagsschule übertragen, danach wurde sie Sonntagsschulsekretärin. Ich wurde Mitglied des Pfadfinderkomitees; dann wurde ich in die Sonntagsschulleitung berufen und erhielt das Amt des Sekretärs im Ältestenkollegium. O

(Fortsetzung von Seite 14)

tanzen gehen. „Ich schwimme im Geld", sagte er, klopfte sich auf die Gesäßtasche und lächelte sein altes verführerisches Lächeln.

„Es tut mir leid, Roger", entgegnete ich ihm, „ich habe bereits andere Pläne."

Er schaute mich mit hochgezogener Braue an. „Jennie", sagte er ruhig, „es tut mir leid, daß ich nicht angerufen habe. Ich bin niemals mit Ginger ausgegangen."

„Es tut mir leid, Roger", sagte ich nochmals, „ich gehe heute abend zu einer GFV-Veranstaltung. Ich habe mich entschlossen, Mormone zu werden."

Und so trennten wir uns. Rogers verkrampftes Lächeln, als er mir Lebewohl sagte, schmerzte mich mehr, als er ahnen konnte.

Es ist spät. Die Erinnerungen haben mich ermüdet. Morgen ruft der Bischof an, ich bin bereit. Ich frage mich, wie wohl mein Leben verlaufen wäre, wenn ich nicht Lyle Holbrook kennengelernt hätte.

Ich glaube nicht, daß ich Roger geheiratet hätte, aber wer kann es wissen? Ich habe einmal gemeint, das Leben sei wie ein Strom, der schließlich so oder so ins Meer mündet. Welchen Weg wir auch nehmen, habe ich gedacht, wir müssen stets zu Gott zurückkommen. Doch es ist nicht immer so. Ein junger Strom, der aus seiner natürlichen Bahn gelenkt wird, kann austrocknen oder in einem Tümpel ohne Abfluß enden.

Deswegen bin ich Lyle Holbrook und der Kirche dankbar, die junge Männer wie ihn hinausschickt, damit sie aller Welt das Evangelium verkünden. Ich habe in der Kirche meinen Mann Jim kennengelernt, und wir wurden in der Kirche für Zeit und alle Ewigkeit getraut.

Nun ist der Ruf an den Erstling unserer Herde ergangen. Wartet vielleicht irgendwo ein Mensch auf die Botschaft, die er verkünden kann? Wenn ja, dann muß Paul ihm das Evangelium bringen. Der Herr hat mir zwanzig Jahre aus dem Leben meines Sohnes geschenkt; zwei Jahre sind dafür eine so geringe Gegengabe.

Wenn der Bischof anruft, wird Paul ihm seine Antwort geben. Was mich betrifft: Ich habe mich an dem Tag entschieden, als ich mich von Roger getrennt habe.

DER ALTE FISCHER

VON MARY BARTELS

Unser Haus lag direkt gegenüber vom Eingang zur Klinik des John Hopkins-Krankenhauses in Baltimore. Wir wohnten im Erdgeschoß und vermieteten die oberen Räume an ambulante Patienten der Klinik.

An einem Sommerabend, als ich gerade das Abendbrot zubereitete, klopfte es an der Tür. Ich öffnete und sah einen wirklich entsetzlich aussehenden alten Mann vor mir.

„Der ist ja kaum größer als mein Achtjähriger", dachte ich bei mir, während ich den gebeugten, eingeschrumpften Körper anstarrte.

Das Furchtbare aber war sein Gesicht — geschwollen und verzerrt, das rohe Fleisch sichtbar.

Seine Stimme jedoch klang angenehm: „Guten Abend. Ich wollte fragen, ob Sie für eine Nacht ein Zimmer haben. Ich bin heute morgen von der Ostküste zur Behandlung hierher gekommen, und der nächste Bus fährt erst morgen früh."

Er hatte seit mittag ohne Erfolg nach einem Zimmer gesucht. „Das liegt wohl an meinem Gesicht. Ich weiß, es sieht furchtbar aus, aber mein Arzt sagt, noch ein paar Behandlungen, und . . ."

Ich zögerte einen Augenblick lang, aber seine nächsten Worte überzeugten mich: „Ich kann ja auf dem Schaukelstuhl dort auf der Veranda schlafen. Mein Bus fährt schon sehr früh ab."

Ich sagte, ich würde schon ein Bett für ihn finden; er solle sich so lange auf der Veranda ausruhen. Dann ging ich hinein und machte das Abendbrot fertig. Ich fragte den alten Mann, ob er mit uns essen wolle.

„Nein, danke. Ich bin versorgt." Dabei hielt er einen braunen Papierbeutel hoch.

Nach dem Abwaschen ging ich auf die Veranda, um ein paar Minuten mit ihm zu sprechen. Ich konnte bald feststellen, daß in diesem winzigen Körper des alten Mannes ein übergroßes Herz schlug.

Er erzählte, er sei Fischer von Beruf und müsse auch seine Tochter, ihre fünf Kinder und ihren Mann ernähren, der durch eine Rückenverletzung hoffnungslos verkrüppelt war. Seine Worte klangen keineswegs beklagend; in jedem zweiten Satz dankte er Gott für einen Segen. Er war dankbar, daß seine Krankheit, offenbar eine Art Hautkrebs, nicht mit Schmerzen verbunden war. Er dankte Gott, daß Er ihm die Kraft gab, weiterzuarbeiten.

Zur Nacht stellten wir im Kinderzimmer ein Feldbett für ihn auf. Als ich am nächsten Morgen aufstand, waren die Bettücher sauber gefaltet, und der kleine alte Mann saß auf der Veranda. Er wollte kein Frühstück, aber kurz bevor er gehen mußte, um seinen Bus zu erreichen, sagte er stockend, als ob er um einen großen Gefallen bitte: „Kann ich das nächste Mal, wenn ich wieder zur Behandlung muß, wieder hier übernachten? Ich werde Ihnen keine Umstände machen — ich kann ruhig auf einem Stuhl schlafen." Er zögerte einen Augenblick. „Ihre Kinder waren sehr gastfreundlich. Erwachsene stören sich an meinem Gesicht, aber Kinder scheinen sich nichts daraus zu machen."

Ich sagte ihm, er sei jederzeit willkommen. Und beim nächsten Mal kam er schon kurz nach sieben Uhr morgens an. Als Geschenk brachte er uns einen großen Fisch und einen Liter so großer Austern mit, wie ich sie vorher noch nie gesehen hatte. Er sagte, er hätte sie erst am gleichen Morgen vor seiner Abfahrt aus der Schale genommen, denn sie sollten schön frisch sein.

In den Jahren, in denen er bei uns übernachtete, kam er nicht einmal ohne Fische, Austern oder Gemüse aus seinem Garten.

Zwischendurch bekamen wir mit der Post Pakete zugeschickt — immer per Eilboten: Fisch und Austern, in einem Karton mit frischem jungen Spinat oder Grünkohl verpackt, jedes Blatt sauber gewaschen. Da wir wußten, daß er zur Post drei Meilen laufen mußte und daß er sehr wenig Geld hatte, waren uns diese Geschenke doppelt kostbar.

Immer wenn ich diese kleinen Aufmerksamkeiten erhielt, mußte ich an die Bemerkung meiner Nachbarin denken, die sie an dem ersten Morgen, als er gegangen war, geäußert hatte. „Haben Sie diesen häßlichen Mann bei sich übernachten lassen? Ich habe ihn abgelehnt. Man kann andere Gäste loswerden, wenn man solche Leute aufnimmt."

Und vielleicht haben wir wirklich ein paar Mal andere Gäste verloren. Aber ich wünschte, diese hätten ihn nur kennengelernt; vielleicht wäre ihre Krankheit dann leichter zu ertragen gewesen. Ich weiß, daß unsere Familie immer dankbar dafür sein wird, daß sie ihn kennenlernen durfte. Von ihm haben wir gelernt, was es heißt, Schlechtes ohne Klagen und Gutes mit Dank gegenüber Gott zu akzeptieren.

Vor kurzem besuchte ich eine Freundin, die ein Gewächshaus hat. Sie zeigte mir ihre Blumen, bis wir bei der schönsten angelangt waren; einer goldgelben Chrysantheme in praller Blüte. Aber zu meinem Erstaunen wuchs sie in einem alten, zerbeulten und rostigen Eimer. Ich dachte bei mir, wenn das meine Pflanze wäre, würde ich sie in den schönsten Behälter tun. Aber meine Freundin überzeugte mich eines anderen.

„Ich hatte keine Töpfe mehr", erklärte sie, „und da ich wußte, wie schön diese sein würde, war ich überzeugt, daß es ihr nichts ausmachen würde, in diesem alten Eimer zu wachsen. Es ist ja nur vorübergehend, bis ich sie im Garten pflanzen kann."

Sie muß sich gewundert haben, warum ich so herzhaft lachte, aber ich stellte mir eine ähnliche Szene im Himmel vor. „Hier ist eine besonders schöne", würde Gott vielleicht gesagt haben, als Er die Seele des Fischers sah. „Ihm wird es nichts ausmachen, in diesem kleinen Körper anzufangen."

Aber das ist jetzt lange her, und wie groß und schön muß diese liebliche Seele wohl einst in Gottes Garten stehen! ○

Die Kirche geht vorwärts

KURZBERICHTE AUS DEM ARBEITSFELD



Herne baut!

Schon seit einiger Zeit wird in der Gemeinde Herne ein Versammlungshaus gebaut. Ältester Thomas S. Monson vom Rat der Zwölf überzeugte sich während seiner Europareise im November diesen Jahres von den Fortschritten des Bauprojektes. Bei seinem Besuch auf der Baustelle begleitete ihn Horace P. Beesley, Präsident der Zentraldeutschen Mission.









Die Veranstaltungen der Primarvereinigung in der Gemeinde Kaiserslautern in der Westdeutschen Mission werden fast ausschließlich von Freundeskindern besucht. Ein schöner Erfolg!



Aus Hamburg wurde zum 3. Januar 1969 Schwester Dagmar Silligmann, geb. am 3.12.1944, getauft am 19.12.1953, als Missionarin in die Britische Mission berufen. Schwester Silligmann war in verschiedenen Ämtern auf Pfahl- und Gemeindeebene erfolgreich tätig. Wir wünschen ihr in ihrer ehrenvollen Berufung viel Glück, Zufriedenheit und Erfolg.



Am 29. September 1968 wurde Bruder Helmut Polkähn, aus der Gemeinde Duisburg, als Kirchenbauer verabschiedet. Br. Polkähn hat inzwischen seine Tätigkeit am Bau des Gemeindehauses in Herne (Ruhr Distrikt) aufgenommen. Wir wünschen Br. Polkähn eine segensreiche, unfallfreie Zeit!



Beinahe achtzig Jahre alt ist Ältester Hermann Sievers (1. Reihe, 2. von rechts) im Pfahl Hamburg. Trotz dieses hohen Alters ist Bruder Sievers Mitglied des Hohen Rates und Leiter der genealogischen Arbeit im Pfahl Hamburg. In dieser Berufung organisiert und leitet er auch die Tempelreisen des Pfahles. Im vergangenen Jahr fuhr der Pfahl Hamburg mit insgesamt 185 Teilnehmern viermal in den Schweizer Tempel. Am Ende des Jahres ergab sich ein mehr von 413 Begabungen, verglichen mit der Arbeit im Jahr 1967. Der Geist dieser Arbeit wirkt sich in allen Gemeinden des Pfahles aus und befähigt sie zu weiteren Fortschritten im Werke des Herrn.

Wie bestelle ich den STERN

Bestellungen und Einzahlungen nur direkt beim STERN-Agenten der Gemeinde. Nicht beim Stern-Versand in Frankfurt oder beim Missionsbüro bestellen. Wenn Sie Ihren STERN-Agenten nicht kennen, fragen Sie Ihren Bischof oder Gemeindepräsidenten.

Geschenkabonnemente werden ebenfalls beim STERN-Agenten bestellt. Vergessen Sie in einem solchen Fall nicht, den Beschenkten zu benachrichtigen, damit die Annahme der Zeitschrift nicht verweigert wird und dem STERN-Versand dadurch unnötige Kosten entstehen. Sonderrabatt für Geschenkabonnemente wird nicht eingeräumt.

Missionare, die für Freunde oder Geschwister einen STERN bestellen, sollen dies auch über den STERN-Agenten Ihrer Gemeinde tun.



Joseph Smith (1805-1844) gründete mit fünf anderen Männern am 6. April 1830 im Staate New York die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage. Im Alter von 39 Jahren starb er den Märtyrertod. Unser Bild zeigt die Totenmaske. (Aus Robert Mullen: DIE MORMONEN — Geschichte einer Glaubensbewegung.)

Buchbesprechung:

Ein bekannter Schriftsteller bestätigt in seinem neuen Buch

Die Mormonen

Volk und Kirche mit Zukunft

Dem wohlrenommierten Otto Wilhelm Barth Verlag in Weilheim gebührt das Verdienst, die erste unvoreingenommene Darstellung über die Mormonen — „Geschichte einer Glaubensbewegung", wie er sie nannte — in deutscher Sprache veröffentlicht zu haben; sie ist von einem Außenstehenden geschrieben. Es handelt sich um eine Übersetzung aus dem Amerikanischen. Ihr Verfasser Robert Mullen ist ein bekannter und angesehener Journalist, dessen vielbeachtete Aufsätze in CHRISTIAN SCIENCE MONITOR, READER'S DIGEST, HARPER'S und FORTUNE ihm den Posten eines Redakteurs, Leitartiklers und Herausgebers bei dem in einer Weltauflage von mehr als 5 Millionen Exemplaren verbreiteten LIFE MAGAZINE eingetragen haben.
Selbst kein Mormone, kennt er aber von frühester Jugend auf deren Geschichte und Lehre ebenso gut wie ihr Verhalten im täglichen Leben. In wohlwollender, aber durchaus nicht unkritischer Weise beschreibt er in 32 Kapiteln die Epochen der Kirchengeschichte, die er in drei Hauptteile — Die ÄRA JOSEPH SMITH, DIE ÄRA BRIGHAM YOUNG und DAS ZWANZIGSTE JAHRHUNDERT — untergliedert. Seine eigenen Beobachtungen untermauert er durch viele historische Zitate, Presseauszüge, Chroniken und andere Dokumente, die er in einem ausführlichen Quellenanhang zusammengefaßt hat.
Die zahlreichen Abbildungen, zum Teil im deutschsprachigen Raum auch unter Kirchenmitgliedern weithin noch unbekannt, sind eine treffliche Ergänzung seiner Darlegungen und Feststellungen. So ist ein Werk entstanden, dessen Bedeutung nicht allein darin liegt, daß es viele falsche Vorstellungen und Vorurteile über diese angeblich „amerikanische Form des Christentums" abbauen kann, sondern das ebenso spannend wie aufschlußreich geschrieben ist. Selbst wer meint, die Geschichte dieser Kirche schon zu kennen, wird es mit Gewinn lesen. Das Buch eignet sich ebenso als wertvolles Geschenk für allerlei festliche Anlässe wie auch als lebendige und kurzweilige Einführung in die Glaubenswelt der KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE, eine Einführung, die man Fragestellern und Interessenten unbedenklich in die Hand geben kann. Sicher wird das Buch auch viele Freunde unter jungen Menschen finden, die hier einen Bericht über praktisches und unsentimentales Christentum finden. Daß auch der Humor in dieser lebensnahen Darstellung der Mormonen nicht zu kurz kommt, beweist der nachfolgende Auszug aus dem Kapitel „WIRTSCHAFTLICHE UND FINANZIELLE UNTERNEHMUNGEN":

Hühner als Wechselgeld

„Wenn Sie damals ins Theater gehen wollten, brachten Sie zuvor Butter, Eier, Hühner, Kartoffeln, Weizen — alles, was Sie wollten — zum Zehntenhaus. Dort gab man Ihnen dafür einen Schein. Diesen nahm man mit zum Theater oder in ein Geschäft, und dann konnte man dafür kaufen, was man wollte. Einmal brachte ich einen schweren gemästeten Puter zum Zehntenhaus, um ihn dort gegen eine Bescheinigung einzutauschen. Der Sekretär war aber gerade essen gegangen. Ich wartete eine Weile; er kam jedoch nicht zurück. Schließlich mußte ich weggehen und die junge Dame abholen, die ich zu der Theatervorstellung eingeladen hatte. Ich gab den Puter an der Kasse ab und verlangte zweimal Balkon. Der Mann an der Kasse gab mir die beiden Platzkarten und zwei junge Hühner als Wechselgeld. Während der ganzen Vorstellung saß ich dort — unter jedem Arm ein Hühnchen. Die junge Dame in meiner Begleitung war ziemlich beleidigt, weil ich ihr so wenig Aufmerksamkeit schenkte . . ."

Robert Mullen: DIE MORMONEN — Geschichte einer Glaubensbewegung; 376 Seiten im Format 14 x 22 cm mit vielen Abbildungen, zahlreichen Anmerkungen und einem Literaturnachweis. Titel der Originalausgabe: The Latter Day Saints. The Mormons Yesterday and Today. Ins Deutsche übertragen von Michail Barténieff. Leinen mit Schutzumschlag DM 21.80. Erschienen im Otto Wilhelm Barth Verlag, Weilheim. Durch den Buchhandel zu beziehen.



Richard L. Evans

Besinnliche Betrachtung

Die Ehe ist mehr als eine Hochzeit

Williams Lyon Phelps erzählt: „Einer meiner Studenten sandte mir eine Verlobungsanzeige und schrieb dazu: ‚Es wird keine große Hochzeit geben, dafür wird es aber eine wunderbare Ehe.'"[1] In diesen Worten kommt eine einfache Wahrheit zum Ausdruck, die zuweilen übersehen wird: Die Ehe ist weitaus mehr als eine Hochzeit — unendlich mehr. Und zu den Dingen, über die wir uns als erstes klar werden müssen, gehört auch dies: Die Ehe besteht aus den Pflichten, der Routine und den Aufgaben des Alltags — Tag für Tag; sie ist die Verbindung zweier unvollkommener Menschen, eine Verbindung, die Charakter, Treue, gesunden Menschenverstand, eine gemeinsame Überzeugung, viel Selbstaufgabe und den unbeugsamen Entschluß erfordert, daraus ein dauerhaftes Glück zu weben. „Glücklich miteinander leben ist vielleicht die größte Kunst", sagt Dr. Phelps.[2] „Das erfordert natürlich ... allerlei Anpassung."[1] „Ganz gewiß wird es Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten geben, [doch] die große Kunst besteht darin, sie nicht *andauern zu lassen* ..."[2] In der Ehe müssen „zwei getrennte Persönlichkeiten auf ein einziges Ziel hinarbeiten ...", schreibt Temple Bailey. „Ein Ehepaar kann nicht glücklich werden, wenn jeder einen andern Stern vor Augen hat; ... sie müssen sich ein gemeinsames Ziel schaffen und darauf hinarbeiten ... Hängt nicht unerfüllbaren Träumen von einer unerreichbaren Zukunft nach. Nehmt die besten [eurer] Träume und baut sie in den Alltag ein."[3] „Scheidung kommt einem Versagen gleich."[2] Ein bekannter Experte hat einmal gesagt: „Das beste Ziel ist das Glück der Ehe an sich."[4] Prüfen Sie alles unter diesem Gesichtspunkt, und denken Sie daran, daß Ehe die Verbindung zweier unvollkommener Menschen ist — eine Verbindung, die Charakter, Treue, Humor, eine gemeinsame Überzeugung, gesunden Menschenverstand, viel Selbstlosigkeit und Selbstaufgabe und den unbeugsamen Entschluß erfordert, daraus ein dauerhaftes Glück zu weben. Die Ehe ist weitaus mehr als eine Hochzeit. „Die Ehe ist eine gute und heilige Einrichtung, wenn du sie dazu machst ..."[1] ○

1 Dr. William Lyon Phelps zitiert einen unbekannten Verfasser.
2 Dr. William Lyon Phelps, „Marriage is What You Make It", Delineator, August 1932.
3 Temple Bailey, „The Bride Who Makes Her Dreams Come True", Ladies Home Journal, Juni 1912.
4 Dr. Paul Popenoe, „Make Your Marriage a Partnership", Ladies Home Journal, Juni 1942.